AJB

Mitteilungen

Archiv der Arbeiterjugendbewegung

2010/I

GEMEINSAM SIND WIR

STARK!

Thema:

Migrationsgeschichte im Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Autorinnen und Autoren der Ausgabe 2010/I

Anke Asfur

Manfred Feustel

Holger Heith

Marion Kleinsorge

Karl Heinz Lenz

Armin Nolzen

Cigdem Ronaesin

Kay Schweigmann-Greve

Alexander J. Schwitanski

Wolfgang Uellenberg-van Dawen

Anke Asfur, M.A., Studium der Geschichte, Germanistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum, Geschäftsführerin des Büros Zeitkontext - Dienstleistungen für Wissenschaft, Kultur und Medien in Aachen; inhaltliche Schwerpunkte: regionale Industriegeschichte, Arbeitsmigration, Geschichte der Frauenerwerbstätigkeit

Manfred Feustel, geb. 1936, gelernter Industriekaufmann, Betriebswirt (VWA), selbstständiger Steuerberater.

Holger Heith, geb. 1967, ist Historiker und stellvertretender Leiter des Archivs für soziale Bewegungen (AfsB) im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets in Bochum. Er arbeitet an einer Dissertation über gewerkschaftliche Jugendarbeit im Bergbau, 1945 bis 1990.

Marion Kleinsorge, geb. 1978 in Dortmund, Studium der Politikwissenschaft in Marburg mit dem Abschluß Diplom, seit 1994 bei der SJD – Die Falken, u. a. intensive Zusammenarbeit mit meinen beiden Gruppen, den Roten Supernasen und dem Teebeutel-Kollektiv. 2006-2008 Bildungsreferentin im UB Dortmund, seit Oktober 2008 Bundessekretärin für Kinderpolitik und Öffentlichkeitsarbeit in Berlin

Karl Heinz Lenz, geb. 1953, Industriekaufmann, von 1979 bis 1981 Bundesvorsitzender der SJD – Die Falken, als Archäologe promoviert und habilitiert, arbeitet als Lehrer an einer Gesamtschule in Frankfurt/Main.

Armin Nolzen, geb. 1968, Historiker, Redakteur der „Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus"; Forschungsschwerpunkte: Geschichte der NSDAP, vergleichende Faschismus- und Diktaturforschung und Historische Sozialisationsforschung; wichtigste Veröffentlichungen: Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945, Teilbd. 1: Politisierung – Vernichtung – Überleben. Mit Beiträgen von Ralf Blank, Jörg Echternkamp u.a., i.A. des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. v. Jörg Echternkamp, München 2004, S. 99-193, sowie Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich, Göttingen 2005 (gemeinsam mit Sven Reichardt).

Cigdem Ronaesin, geb. 1988, studiert Sozialwissenschaften und Französisch mit dem Ziel des Lehramtsabschlusses für Grund-, Haupt- und Realschulen. Sie ist Mitglied im geschäftsführenden Bundesvorstand der DIDF-Jugend.

Kay Schweigmann-Greve, geb. 1962, Mitglied in verschiedenen Jugendorganisationen, Mitbegründer des Israel-Arbeitskreises der Falken in Hannover, seit 2003 Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Hannover, arbeitet als Justiziar bei der Landeshauptstadt Hannover.

Alexander J. Schwitanski, geb. 1971; Studium der Geschichte und Philosophie. Promotion im Fach Neuere Geschichte, Leiter des Archivs der Arbeiterjugendbewegung.

Wolfgang Uellenberg-van Dawen, geb. 1950, Promotion im Fach Geschichte, Leiter des Ressorts Politik und Planung in der Ver.di Bundesverwaltung, Vorsitzender des Förderkreises »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung«.

Mitteilungen 2010/I

Die »Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung« werden vom Förderkreis »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung« und dem Archiv der Arbeiterjugendbewegung herausgegeben.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion Bodo Brücher, Alexander J. Schwitanski
Wolfgang Ullenberg-van Dawen

Gestaltung Gerd Beck

Abbildung Umschlag
AAJB, DIDF-Jugend, A10

Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Haardgrenzweg 77 | D-45739 Oer-Erkenschwick
Fon: 0 23 68 – 5 59 93 | Fax: 0 23 68 – 5 92 20
archiv@arbeiterjugend.de | www.arbeiterjugend.de

Bankverbindung
Zeltlagerplatz e. V./Förderkreis
Konto-Nr. 701 284 | BLZ 426 501 50
Sparkasse Vest Recklinghausen
IBAN DE96 4265 0150 0000 701284
SWIFT/BIC WELA DED1 REK

ISSN 1866-3818

Editorial

THEMA

MIGRATIONS-GESCHICHTE IM ARCHIV DER ARBEITER-JUGEND-BEWEGUNG

Wer heute von der Arbeiterjugend spricht, muss vor allem die jungen Migrantinnen und Migranten im Blick haben. In Westdeutschland haben in vielen Städten mehr als ein Drittel der jungen Menschen einen Migrationshintergrund. Und es sind vor allem diese Jugendlichen, die die Haupt-, Real- und Gesamtschulen besuchen und deren Lebensweg von der Schule in eine Berufsausbildung und nur zu einem geringen Teil in ein Hochschulstudium mündet. Unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist zudem die Zahl derer, die keinen Hauptschulabschluss bekommen, mit 18 Prozent doppelt so hoch wie bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund. Der Übergang von jungen Migrantinnen und Migranten in die Ausbildung gestaltet sich oft noch schwieriger. Die Ursachen sind vielfältig: Viele Migrantinnen und Migranten wurden in den sechziger und siebziger Jahren als Arbeitskräfte für die Industrie und für einfache Dienstleistungen angeheuert. Aber gerade deren Arbeitsplätze wurden abgebaut oder werden heute so schlecht bezahlt, dass gerade sie von Armut und damit auch mangelnden Bildungschancen in unserem Bildungssystem besonders betroffen sind. Erst nachdem sich die Politik und die Gesellschaft in Deutschland dazu durchgerungen haben, anzuerkennen, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und dass die Zukunft unserer Gesellschaft wesentlich davon geprägt sein wird, wie Integration auf der Basis von Menschenwürde und Gerechtigkeit gelingt, hat ein Umdenken begonnen. Dabei ist dieses Umdenken aus historischer Perspektive auch ein sich–bewusst–machen der eigenen Vergangenheit. Denn Deutschland war immer schon ein Einwanderungsland. Ohne die polnischen Arbeitskräfte z. B. hätte es keine Industrialisierung an Rhein und Ruhr gegeben.

Dem Archiv der Arbeiterjugendbewegung kommen in diesem Zusammenhang zwei Aufgaben zu: Zeugnisse zu sammeln und aufzubereiten, über die Arbeiterjugend mit Migrationshintergrund in der Vergangenheit, und die politische und gesellschaftliche/gewerkschaftliche Selbstorganisation der jungen Migrantinnen und Migranten in der Gegenwart zu dokumentieren. Wie wir uns in einem ersten Schritt diesen Aufgaben stellen, dokumentieren diese Mitteilungen. Damit verbunden ist die Bitte an die Leserinnen und Leser, zu diesem Thema mit Hinweisen beizutragen.

Freundschaft
Wolfgang Uellenberg-van Dawen

Inhalt

Mitteilungen 2010/I

THEMA

MIGRATIONSGESCHICHTE IM ARCHIV DER ARBEITERJUGENDBEWEGUNG

4 *Alexander J. Schwitanski* **Migrationsgeschichte im Archiv der Arbeiterjugendbewegung**

10 *Cigdem Ronaesin* **Vom Nebeneinander zum Miteinander: Die Zusammenarbeit von DIDF-Jugend und SJD – Die Falken**

13 *Karl Heinz Lenz* **Kinder und Jugendliche »mit Migrationshintergrund« Ein Kommentar zur aktuellen Debatte**

17 *Holger Heith* **Zur Diskussion über Gewaltbereitschaft bei ausländischen Jugendlichen. Ein Blick zurück: Gewalt unter Jugendlichen im Bergbau**

24 *Anke Asfur* **Jugendliche Migrantinnen im Spiegel der »Gastarbeiterliteratur«**

NEUES AUS DEM ARCHIV

31 **Mithilfe gesucht**

32 **Neue Bestände**

34 **Kurznachrichten**

NEUE BÜCHER

36 *Armin Nolzen* **Kriegskindheiten: Erinnerungen und medialer Diskurs**

Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hg.), Die Generation der Kriegskinder. Historische Hintergründe und Deutungen

39 *Manfred Feustel* **Sozialistische Jugend im antifaschistischen Widerstand**

Lorenz Knorr, Gegen Hitler und Henlein. Antifaschistischer Widerstand unter den Sudeten und in der Wehrmacht

41 *Karl Heinz Lenz* **Sozialdemokratische Schulpolitik in der Weimarer Republik**

Christa Uhlig, Reformpädagogik und Schulreform. Diskurse in der sozialistischen Presse der Weimarer Republik

43 *Marion Kleinsorge* **Eine Schulklasse auf Zeitreise – mit Auswirkungen auf die Gegenwart!**

DutzendRot/Gerda Reuß, Des Käddala aus der Gartenstadt. Eine Zeitreise mit Käte Strobel

46 *Kay Schweigmann-Greve* **Frauen in der jüdischen Arbeiterbewegung**

Rebekka Denz, Bundistinnen. Frauen im Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund (»Bund«)

Neu im Archiv! Plakat Falkenstaat »Junges Europa«, Bestand PB Zilberg, Rosette (S. 32)

MIGRATIONS-GESCHICHTE im Archiv der Arbeiterjugend-bewegung

ALEXANDER J. SCHWITANSKI

Integration und Geschichte

Migration ist seit einigen Jahren ein in der politischen Diskussion stark präsentes Thema. Zumeist geht es dabei um Probleme der Integration von Migrantinnen und Migranten in die deutsche Gesellschaft. Dass diese Diskussionen überhaupt geführt werden, ist in gewisser Weise bereits ein Fortschritt, denn sie bezeugen, dass Migration als wichtiges Phänomen anerkannt wird und die Politik von der Leugnung der gesellschaftswandelnden Kraft massenweiser Migrationsprozesse (»Deutschland ist kein Einwanderungsland«) Abstand nimmt.

Das Ziel »Integration« bleibt dabei zumeist schemenhaft, ebenso wie die Frage, welche konkreten Schritte denn zur Integration unternommen werden sollen. Bereits vor einigen Jahren ist aus Historikerkreisen dazu beklagt worden, dass die um die Themen Migration und Integration kreisenden Debatten zumeist auf eine historische Aufklärung verzichteten.[1] Dabei würden einige Beiträge auch zur gegenwärtigen Diskussion wahrscheinlich weniger alarmistisch sein, wenn sie sich vor Augen hielten, dass Migration – mit ihren Folgeproblemen für alle Beteiligten – historisch nicht der Ausnahme-, sondern der »Normalfall« ist.[2]

Die mittlerweile verstärkten Bemühungen der historischen Forschung auf dem Gebiet der Migrationsgeschichte bezeugen nicht nur die gesellschaftliche Relevanz des Themas auch innerhalb der Geschichtswissenschaft, sie rufen auch in Erinnerung, dass Migrationsgeschichte auf Quellen angewiesen ist. Damit kommt der Sicherungsfunktion von Archiven besondere Bedeutung zu. Das Thema wurde entsprechend auf dem 77. Deutschen Archivtag 2007 in Mannheim und beim diesjährigen 62. Westfälischen Archivtag in Kamen diskutiert. Doch nicht nur Quellen für die Forschung, die Migration zum Objekt ihrer Betrachtungen macht, bereitzustellen ist die Aufgabe der Archive. Insofern sie Teil des kulturellen Gedächtnisses der Gesellschaft sind, müssen sie auch der Tatsache Rechnung tragen, dass Migration die Gesellschaft verändert – und damit auch die Geschichtsbilder innerhalb dieser Gesellschaft. Die historischen Narrative werden pluraler, und die Archive müssen auch darauf achten, dass nicht nur die Geschichten bestimmter Teile der Bevölkerung abgebildet werden um somit der Gefahr zu begegnen, dass innerhalb der Erinnerungslandschaft Erinnerungslücken entstehen. Integration verlangt eben auch nach geteilten Geschichten und Erinnerungen, und zwar nicht im Sinne von *divided memories*, sondern im Sinne von *shared memories*.[3] Damit ist aber auch deutlich, dass Integration nicht allein ein Prozess ist, den Migrantinnen und Migranten zu durchlaufen haben, sondern ein gesamtgesellschaftlicher.

Aufgaben der Archive

Die Aufgaben, die Archiven dabei zukommen, werden innerhalb der Archivlandschaft nur arbeitsteilig zu erbringen sein. Schaut man sich die Fragestellungen und Themen der aktuellen Migrationsforschung an, so sind nicht nur die verschiedenen, in den Blick genommenen Arten von Wanderungsbewegungen vielfältig. Diese umfassen sowohl die beruflichen Tages- und Wochenpendler wie mehrjährige Aufenthalte in der Fremde, saisonale und zirkuläre Wanderungsbewegungen bis hin zu den Wanderungen, die eine dauerhafte Niederlassung im Zielgebiet bezwecken oder auf eine solche hinauslaufen, ohne diese anfänglich intendiert zu

haben. Die mit diesen Wanderungen einhergehenden und zu erforschenden Prozesse, die Hintergründe der Abwanderung, die einzelnen Schritte zur Lösung aus wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Bindungen, die räumliche Bewegung selbst, die Erscheinungen der Zuwanderung im Zielgebiet und ihre teils langfristigen Folgen, der – mögliche – generationenübergreifende Prozess einer dauerhaften Ansiedlung und Integration und die durch die Migration konstituierten Wechselbeziehungen zwischen Ausgangs- und Zielräumen verlangen zu ihrer Erforschung nach einer Vielzahl unterschiedlicher Quellen.[4] Kommunale und staatliche Archive bieten zahlreiche Quellen, aus denen die Migrationsgeschichten herausgelesen werden können. Urkunden über die Entlassung aus dem Untertanenverhältnis oder Werbeschreiben von Auswanderungsagenturen sind nur die direktesten Quellen. Melderegister gehören aber genauso dazu wie Akten zu Gewerbeangelegenheiten oder wohnungspolizeiliche Berichte.

Aus solchen Unterlagen lassen sich bestimmte Fragen z. B. nach Strukturen eines Migrationsprozesses beantworten. Die Fragen nach den Erfahrungen von Migrantinnen und Migranten, ihrem Selbstverständnis, ihren Organisationen und Erinnerungen werden aber von den Quellen staatlicher und kommunaler Archive kaum abgedeckt. Diese Feststellung wurde auf dem 77. Deutschen Archivtag für die Archive der früheren DDR getroffen[5] – die Berichte auf dem 62. Westfälischen Archivtag zeigten, dass die Situation auch in westdeutschen Archiven nicht viel anders ist. Dabei gibt es in mehreren Kommunen Ansätze und Projekte, die Geschichten Zugewanderter zu erfassen, doch stoßen diese Projekte auf die Schwierigkeiten geringer schriftlicher Überlieferung seitens der Migrantinnen und Migranten und den Vorbehalten der Archive gegenüber anderen Quellentypen sowie der Ferne von Migrantinnen und Migranten zu den oft als Teil des Staates wahrgenommenen Archiven. Dies sind Faktoren, die in Deutschland seit den 1960er-Jahren auch zur Gründung freier Archive aus den Protestbewegungen heraus geführt haben[6] und so ist es kein Wunder, wenn sich nun Spezialarchive in freier Trägerschaft aus den Migrantenselbstorgansiationen heraus gründen.[7]

Selbstorganisation, Integration und Arbeiter(jugend)bewegung

Die von Migrantinnen und Migranten selbst gegründeten Organisationen strukturieren ein soziales Umfeld, das sich daneben durch eigene Medien, Geschäfte usw. auszeichnet, sich oft in Städten in bestimmten Räumen konzentriert und zudem durch den Gebrauch einer im Ankunftsland fremden Sprache auszeichnet. All dies zusammen erzeugt den Eindruck der Bildung einer Parallelgesellschaft. Eine solche gilt aber eben als das Gegenteil der bezweckten Integration. Ein Blick in die Geschichte würde hingegen zeigen, dass die Bildung von migrantischen Gemeinschaften nicht ungewöhnlich ist. Auch die oft als Beispiel gelungener Integration dienende Geschichte der polnischen Arbeiterinnen und Arbeiter im vermeintlichen »Schmelztiegel Ruhr« kam nicht ohne aus.[8]

Jugendkulturfestival 1999, AAJB, DIDF-Jugend, Fo 4

Broschüre zum Talentwettbewerb in Köln 2005, AAJB, DIDF-Jugend, F13

Ethnische Gemeinschaften oder ethnic commnunities ist der von der Migrationsforschung anstelle des politisch aufgeladenen Begriffs der Parallelgesellschaft benutzte Terminus. Diese entstehen als Solidargemeinschaften von Migrantinnen und Migranten, um die durch die Migration veränderten Lebensumstände bewältigen zu können. Solche Gemeinschaften konservieren zunächst Kultur- und Alltagsgewohnheiten des Herkunftslandes auch im Ankunftsland. Sie geben aber auch den nötigen Rückhalt, um ab einer bestimmten Stufe der Akkulturation – ein eher beschreibendes Pendant zum normativen Begriff der Integration – auch Ansprüche an die Gesellschaft des Ankunftslandes anzumelden. Über diesen Prozess verändern die zunächst innerhalb der Migrantengemeinschaften tätigen Selbstorganisationen sich selbst – sie werden Teil des politischen Prozesses und gesellschaft-

licher Interessenaushandlungen im Ankunftsland –, sie verändern aber auch dessen Gesellschaft.[9]

Auch die Arbeiterbewegungen in Aufnahmeländern mussten sich mit dem langwierigen Prozess von Akkulturation zur Interessenvertretung auseinandersetzen. Oft galten gerade den Organisationen der Arbeiterbewegung zugewanderte Arbeiterinnen und Arbeiter als Gefahr. Nicht nur, dass sie auf Betreiben der Unternehmer die industrielle Reservearmee stärkten und so den Kampf der Arbeiterbewegung um bessere Löhne und Arbeitsbedingungen schwächten. Die Tendenz von Migrantinnen und Migranten zur Organisation in bestimmten eigenen Vereinen wurde auch, von Zeitgenossen wie rückblickenden Historikern, nicht selten als Verweigerung der Klassensolidarität gewertet, ohne zu berücksichtigen, dass Migrantinnen und Migranten eben aufgrund der Erfahrungen der Migration eigene Bedürfnisse mitbrachten, die nach Artikulation verlangten und sich durchaus in solidarischen Formen und Protesten niederschlagen konnten. Oft sind diese Proteste und Organisationen aber in der Arbeiterbewegungsgeschichte übersehen worden, so dass auch hier entsprechende Erinnerungslücken entstanden sind.[10] Arbeiter und Arbeiterinnen mit Migrationshintergrund bildeten oft ihre eigenen Organisationen und erhielten – wenn überhaupt – ihre eigenen Geschichten, die kaum Eingang fanden in die Geschichte der Arbeiterbewegung der Mehrheitsgesellschaft im Aufnahmeland.[11]

Aus der Broschüre »Interkulturelle Öffnung«, AAJB, DIDF-Jugend, A20

Das oben generell zur Aufgabe von Archiven in einer Einwanderungsgesellschaft Gesagte gilt entsprechend auch für Archive der Arbeiter- und Arbeiterjugendbewegung im Speziellen. Entsprechend hat es das Archiv der Arbeiterjugendbewegung im Zuge der strukturierten Kooperation zwischen SJD – Die Falken und DIDF-Jugend übernommen, der Geschichte der DIDF-Jugend als einer Organisation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die sich selbst als Teil der Arbeiter(jugend)bewegung verorten, ein Dach zu bieten (siehe dazu auch den folgenden Beitrag von Cigdem Ronaesin).

Die »Föderation der demokratischen Arbeitervereine (DIDF)«

Die Geschichte der Demokratik Isci Dernekleri Federasyonu (Föderation der demokratischen Arbeitervereine) (DIDF), ist ein Beispiel für die Wandlung einer Selbstorganisation von Migrantinnen und Migranten nach dem oben skizzierten Modell.

Die ersten Vereine türkischer Migranten gründeten sich in den 1960er-Jahren, kurz nach dem Start der Anwerbungen in der Türkei. Diese Vereine dienten der Bewältigung der Probleme in der neuen Umgebung und den unvertrauten Arbeitsbedingungen. Wichtig waren die privaten Probleme wie Sprachbarrieren, die Frage nach dem Familiennachzug, der fehlende Kontakt zur deutschen Gesellschaft. Der »Ver-

ein türkischer ArbeitnehmerInnen in Köln und Umgebung« arbeitete zu diesen Fragen eng mit der Arbeiterwohlfahrt (AWO), die damals noch von der Rückkehr der türkischen Migrantinnen und Migranten ausging, zusammen, und vermittelte zwischen Arbeitsmigranten und deutschen Ämtern. Ausdifferenzierungen der Vereinslandschaft in der Türkei wirkten sich auch auf die türkischen Migrantinnen und Migranten in Deutschland aus, die eine Vielzahl von Vereinen gründeten, vom Moscheeverein bis hin zur Vertretung türkischer Parteien in Deutschland oder türkischer Menschenrechtsgruppen. 1973 kam es zu wilden Streiks von Migrantinnen und Migranten, die damit auf ihre Arbeitsbedingungen in Deutschland aufmerksam machen wollten. Die Rechte der Arbeiterinnen und Arbeiter waren zuvor bereits von türkischen Linken thematisiert worden, die sich u.a. in der »Türkischen Studentenföderation in Deutschland e.V. (ATÖF)« sammelten. Die Entlassungen, Ausweisungen und Verhaftungen infolge der Streiks bewirkten einen verstärkten Zulauf zu solchen Organisationen. Die ersten Arbeitervereine, die später Teil der DIDF werden sollten, gründeten sich nach den Streiks und den folgenden Maßregelungen. Die politische Arbeit dieser Vereine war indes während der 1970er-Jahre immer noch auf das Herkunftsland Türkei bezogen, für das nicht zuletzt eine sozialistische Revolution erhofft wurde. Als sich 1980 die DIDF als Dachverband der Arbeitervereine gründete, hatte sich die Rückkehrperspektive für viele Migrantinnen und Migranten infolge der Verlagerung des Lebensmittelpunktes nach Deutschland, bewirkt nicht zuletzt durch den Nachzug der Familien, zerschlagen. Der Militärputsch in der Türkei von 1982 führte zudem dazu, dass sich die Hoffnungen auf eine Transformation der türkischen Gesellschaft zerschlugen. Innerhalb der DIDF konzentrierte sich nun der Blick zunehmend auf das Aufnahmeland Deutschland und die Mitglieder der DIDF wurden aufgefordert, sich gewerkschaftlich zu engagieren und an Initiativen und Bündnissen zu beteiligen. Dies führte zu einer Vielzahl politischer Aktionen und Bündnisse in Deutschland, u.a. in Bündnissen gegen Rassismus, ausgelöst durch die fremdenfeindlichen Straftaten in den 1990er-Jahren, und in der Anti-Globalisierungsbewegung.[12]

Die DIDF-Jugend versteht sich als unabhängige Jugendorganisation der Föderation der demokratischen Arbeitervereine. Ähnlich wie die SJD – Die Falken, ist die DIDF-Jugend in zwei Ringen organisiert, der eigentlichen DIDF-Jugend für die Älteren und den DIDF-Sternen, in denen jüngere Jugendliche zwischen 11 und 14 Jahren organisiert sind. Die DIDF-Jugend organisiert nach eigener Auskunft in über 300 Ortsgruppen in Deutschland Jugendliche türkischer Herkunft ohne Rücksicht auf eine bestimmte ethnische, religiöse oder soziale Zugehörigkeit. In ihren Aktivitäten verbindet die DIDF-Jugend klassische Formen der Jugendarbeit mit politischem Anspruch. Sie führt Seminare und Diskussionsforen zur Vermittlung politischer Bildung durch und ermutigt die Ortsgruppen zur Kulturarbeit. Dazu gehört die Gründung von Theater-, Musik-, Literatur- und Filmgruppen, deren Arbeit sich auch kritisch gegenüber den kommerziellen Kulturangeboten abgrenzen soll. Mit zur Arbeit vor Ort gehören Sportgruppen sowie die Durchführung von Sportturnieren, die aufgrund ihres Begegnungscharakters auch als integrativer Faktor verstanden werden. Festivals, Zeltlager und die Herausgabe der eigenen Zeitschrift *Junge Stimme* runden die Arbeit ab.

Die ersten Arbeitervereine, die später Teil der DIDF werden sollten, gründeten sich nach den Streiks und den folgenden Maßregelungen.

Die solcherart verfolgten politischen Themen behandeln einerseits spezifische Angelegenheiten von Migrantinnen und Migranten wie die Frage der Staatsangehörigkeit, sie erstrecken sich aber auch auf politische Felder, von denen Jugendliche allgemein betroffen sind. Dazu gehören die Fragen der Bildungspolitik, der beruflichen Ausbildung, der Chancen auf dem Arbeitsmarkt und allgemeine politische Themen wie die erstrebte Gewaltlosigkeit von Außenpolitik und antirassistische Arbeit im Inland.

Die DIDF-Jugend ermutigt ihrer Selbstdarstellung zufolge ihre Mitglieder dazu, sich nicht nur in der DIDF-Jugend selbst zu engagieren, sondern auch in Organisationen der deutschen Mehrheitsgesellschaft mitzuarbeiten und Bündnisse mit weiteren Akteuren zu bestimmten politischen Fragen einzugehen.[13] Die Organisation versteht sich so als Brückenbauer, um Jugendlichen mit Migrationshintergrund die Sicherheit eines eigenen Milieus zu bieten, sie aber in die Organisationen der Mehrheitsgesellschaft

einzuführen. Letztlich, so die DIDF-Jugend selbst, sollte es das Ziel ihrer Arbeit sein, sich selbst als Migrantenorganisation überflüssig zu machen.[14]

Der Bestand DIDF-Jugend im Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Der jetzt im Archiv vorliegende Bestand DIDF-Jugend umfasst 150 Verzeichnungseinheiten vom Ende der 1990er-Jahre bis 2009. Der Bestand umfasst Projektanträge, Vorträge und Reden, allgemeinen Schriftverkehr, Broschüren und Flugblätter, Bildserien und Plakate sowie Urkunden von Sportturnieren. Diese Dokumente geben zumeist Einblicke in die Planung, Organisation und Durchführung von Zeltlagern, Festivals, Seminaren und anderen Veranstaltungen, aber auch zum Selbstverständnis der DIDF-Jugend und für die neuere Zeit auch zum Ausbau der Strukturen. So enthält der Bestand auch Unterlagen zur Gründung des Landesverbandes NRW und zur Aufnahme in den Landesjugendring NRW.

Das bisher an unser Archiv gelangte Material ist nur ein kleiner Teil dessen, was uns ursprünglich avisiert wurde.

Hinsichtlich der oben umrissenen Fragestellungen der Migrationsforschung bietet der Bestand also in der Hauptsache Auskünfte zum Prozess der Akkulturation nach Abschluss der Migration. Das Agieren innerhalb der deutschen Gesellschaft und mit deutschen Institutionen und das dabei leitende Selbstverständnis werden deutlich.

Der Wert des Bestandes leidet aber unter den typischen Problemen, die auch andere Archive benennen. Die DIDF-Jugend hat bislang ohne hauptamtliche Mitarbeiter agiert. Dementsprechend gibt es keine kontinuierliche Überlieferungsbildung. Eine wirkliche Aktenführung hat nicht stattgefunden. Das nun vorliegende Material wurde aus verschiedenen Quellen wieder zusammengetragen. Entsprechend kann nicht davon ausgegangen werden, dass Vorgänge vollständig abgebildet sind oder auch nur die wichtigsten Vorgänge erfasst sind. Entsprechend hoch ist der Anteil an Bildmaterial gegenüber Schriftdokumenten.

Mangels Aktenführung liegen die meisten Materialien nur in digitaler Form vor. Das spart Regalplatz, stellt uns aber vor neue Herausforderungen, z.B. bei der Erschließung und der Sicherung der Authentizität der Dokumente. Da uns aber digitale Dokumente in Zukunft sicher häufiger beschäftigen werden, führen diese Probleme auch zu einer Weiterentwicklung unseres Archivs.

Das bisher an unser Archiv gelangte Material ist nur ein kleiner Teil dessen, was uns ursprünglich avisiert wurde. Die Fortsetzung des Projektes zur Archivierung der Materialien ist auch davon abhängig, ob es gelingt, einen kontinuierlichen Kontakt zum Bundesvorstand der DIDF-Jugend ohne dortige Unterstützung durch hauptamtliche Kräfte auf einer institutionalisierten Ebene zu etablieren. In mancherlei Hinsicht ist also dieses Projekt ein Experiment mit noch offenem Ausgang. ■

Flugblatt zum Jugendcamp der DIDF-Jugend 2002, AAJB, DIDF-Jugend, F 21

1 Vgl. Diethelm Blecking, Polish Community before the First World War and Present-Day Turkish Community Formation. Some Thoughts on a Diachronistic Comparison, in: Irish and Polish Migration in Comparative Perspective, hg. v. John Belchem u. Klaus Tenfelde, Essen 2003, S. 183f.

2 So schon der Titel der historischen Einführung von Klaus J. Bade, Jochen Oltmer, Normalfall Migration, Bonn 2004.

3 Zum Problem vgl. Jan Motte, Rainer Ohliger, Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungslandschaft. Einführende Betrachtungen, in: Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, hg. v. Jan Motte und Rainer Ohliger, Essen 2004, S.12f.

4 Jochen Oltmer, Einführung: Europäische Migrationsverhältnisse und Migrationsregime in der Neuzeit, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), H. 1, S. 6f.

5 Ulrike Gutzmann, Zusammenfassung und Diskussion: Überlieferungsbildung und -sicherung für Migranten, in: Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft. 77. Deutscher Archivtag 2007 in Mannheim, Fulda 2008, S. 167f.

6 Vgl. Jürgen Bacia, Die freie Archivlandschaft in Deutschland. Ein Überblick über Sammlungen, Arbeitsweise und Bedeutung der freien Archive, in: Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft. 77. Deutscher Archivtag 2007 in Mannheim, Fulda 2008, S. 173f.

7 Z.B. Nina Matuszewski, DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V., in: Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft. 77. Deutscher Archivtag 2007 in Mannheim, Fulda 2008, S. 151–155.

8 Vgl. Blecking, Polish Community, S. 186–190.

9 Dirk Hoerder, Arbeitswanderung und Arbeiterbewußtsein im atlantischen Wirtschaftsraum. Forschungsansätze und -hypothesen, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 408–412.

10 Vgl. ebenda, S. 412 – 420.

11 So auch Simon Goeke, München, in seinem Vortrag Die »multinationale Arbeiterklasse«. Überlegungen zur Geschichtsschreibung des politischen Aktivismus von Migrantinnen und Migranten in den 1960er- und 1970er-Jahren im Kolloquium Sozialstrukturen und soziale Bewegungen im Institut für soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum im Januar 2010.

12 Katja Volkenant, Die Integrationsarbeit der Migrantenorganisation DIDF, Diplomarbeit im Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel 2006, S. 46–49, AAJB, DIDF-Jugend, B1.

13 DIDF-Jugend (Hg.), Wer sind wir? Die DIDF-Jugend stellt sich vor, o. O. 2004, AAJB, DIDF-Jugend, B 2.

14 DIDF-Jugend (Hg.), Interkulturelle Öffnung. Was heißt das für die DIDF-Jugend?, o.O. 2009, S. 3f., AAJB, DIDF-Jugend, B 4.

Jugendcamp der DIDF-Jugend 2002, AAJB, DIDF-Jugend, Fo6

VOM NEBENEINANDER ZUM MITEINANDER

Die Zusammenarbeit von DIDF-Jugend und SJD – Die Falken

CIGDEM RONAESIN

Miteinander statt nebeneinander hat sich die DIDF-Jugend auf die Fahnen geschrieben. Der Satz soll ausdrücken, was der Verband unter Integration versteht. Keine bloße Toleranz, sondern ein inniges Zusammenleben, das auch ein gemeinsames Engagement für die gleichen Interessen von MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen umfasst. »Miteinander statt nebeneinander« umschreibt aber auch die Kooperation zwischen der DIDF-Jugend und der SJD – Die Falken. Bis Mitte 2008 war das Verhältnis der beiden Verbände von einem bloßen Nebeneinander gekennzeichnet. Oft lief man auf gleichen Demonstrationen, rief zu denselben Kampagnen auf und kooperierte mit denselben PartnerInnen. Aber jeder für sich.

Heute, nur zwei Jahre später, sieht das Verhältnis gänzlich anders aus. Die Verbände führen gemeinsame Seminare durch, veröffentlichen gemeinsame Broschüren, arbeiten an einem großen Kooperationsprojekt und erwarten den jeweils anderen Partner bei eigenen Aktionen und Projekten an seiner Seite. Ausgangspunkt dieser Entwicklung war der Jugendhilfetag im Juni 2008 in Essen. Am Rande der Messe trafen sich Mitglieder der Bundesvorstände zu einem inoffiziellen Gespräch. Es war ein Abtasten und Kennenlernen, das aber erstaunlich vertraulich wirkte. Denn schnell bemerkten beide Seiten die vielen Gemeinsamkeiten der Verbände. Die große Bedeutung von Jugendbegegnungen, die Zusammenarbeit mit Gewerkschaftsjugenden, das Verständnis als Arbeiterjugendverband, der emanzipatorische Ansatz und vieles mehr ließen schon erahnen, wie nahe sich die Verbände stehen.

Doch Ähnlichkeiten der Verbände alleine reichen nicht aus, um aus einem Nebeneinander ein Miteinander zu machen. Deshalb musste ein Plan her, wie es weitergehen soll. Zunächst vereinbarten die Bundesvorstände, dass sich die Verbände gegenseitig bei Veranstaltungen besuchen und Grußworte halten. Ziel war es, den Willen zur Kooperation zu betonen und möglichst viele Aktive in den eigenen Reihen zu animieren, die Zusammenarbeit mit Verbandsgliederungen vor Ort zu suchen. Nicht nur die guten Redebeiträge auf der Bundeskonferenz der Falken in Mannheim und auf dem bundesweiten Jugendfestival der DIDF-Jugend in Köln sorgten für eine gute Stimmung unter den beiden Verbänden. Schnell wurde klar, dass es bereits an manchen Orten Kontakte, und auch Kooperationen, gibt. Und auf die Frage, warum man diese Kontakte nicht intensiviert, hörten die Bundesvorstände oft die Gegenfrage: »Ja, warum eigentlich nicht?« Es fehlte vielfach nur ein kleiner Anstoß, um eine Zusammenarbeit vor Ort einzuleiten. Gemeinsame Filmabende wie in Nürnberg, ein Wochenendseminar in Baden-Württemberg oder eine engere Zusammenarbeit im Landesjugendring in Nordrhein-Westfalen waren erste Erfolge.

Nachdenken über sich selbst

Dass die beiden Verbände näher rückten, blieb natürlich auch anderen Verbänden und Institutionen nicht verborgen. Das sollte es auch nicht. Nicht nur viel Zuspruch war die Reaktion auf das neue Verhältnis der Verbände. Auch Nachfragen waren eine Folge. Fragen, warum die DIDF-Jugend ausgerechnet mit den Falken eng kooperiert, wo die Schnittpunkte der Verbände liegen, warum die DIDF-Jugend nicht gleich in den Falken aufgeht usw. So zwang die Zusammenarbeit zum Nachdenken

über die eigene Identität. Welcher Teil unserer Identität ist der DIDF-Jugend am wichtigsten? Sieht sie sich eher als Arbeiterjugendverband oder als Migrantenorganisation? Wo sind die Stärken des Verbandes und wo die Schwächen?

Selbstreflexionen waren aber auch Folge der inhaltlichen Diskussionen zwischen den Verbänden. Die Organisationskulturen sind sich ähnlich, auch die Schwerpunkte der Arbeit. Doch oft werden die gleichen Themen unter unterschiedlichen Überschriften diskutiert. Andere Begriffe für ähnliche Dinge. Daher hat sich die DIDF-Jugend gefragt, ob sie einen »Erziehungsauftrag« hat und es in der Verbandsarbeit um Vielfalt geht oder ob interkulturelle Öffnung getrennt behandelt werden müsse.

Das Nachdenken über den eigenen Verband und seine Stellung im Koordinatensystem der Jugendverbände hätte anders als im Austausch mit Anderen nicht erfolgen können. Die Frage der eigenen Identität hat die DIDF-Jugend auf folgende Formel gebracht: Wir sind ein Arbeiterjugendverband, der eine bestimmte Gruppe anspricht, Migrantinnen und Migranten. Junge MigrantInnen für die soziale Bewegung zu gewinnen, kann die DIDF-Jugend besser als andere. Sie findet einen leichteren Zugang zu diesen Jugendlichen als etablierte Verbände. Gleichwohl stehen die Ziele eines Arbeiterjugendverbandes im Vordergrund: Der Kampf für eine solidarische, freie, gerechte und sozialistische Gesellschaft.

Teilnehmende der Zukunftswerkstatt zwischen DIDF-Jugend und SJD – Die Falken 2009 in Oer-Erkenschwick. Foto: Jörg Kranke

Umut und Yusuf As als Vertreter der DIDF-Jugend bei der 33. Bundeskonferenz der SJD – Die Falken 2009 in Karlsruhe. Foto: Alexander J. Schwitanski

Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Schon beim ersten Kennenlernen im Herbst 2008 hat die SJD – Die Falken der DIDF-Jugend angeboten, ein Verbandsarchiv anzulegen und zu verwalten. Was sich zunächst nach Zukunftsmusik anhörte, wurde recht schnell zur Wirklichkeit. Neben dem ganz pragmatischen Aspekt, dass die DIDF-Jugend noch über kein eigenes Archiv verfügte und auch keine Erfahrung im Archivieren besitzt, war auch die eigene Verortung wichtig bei der Entscheidung für das Archiv. Die DIDF-Jugend versteht sich als Teil der Arbeiterjugendbewegung. Das ist das Signal, das vom Archiv ausgeht. Der Verband

erhält mit dem Archiv eine eigene Geschichte und wird zum Teil einer größeren Geschichte. Wenn in Zukunft eine Interessierte oder ein Interessierter ins Archiv der DIDF-Jugend geht, findet er/sie den Verband eingebettet in der Tradition der Arbeiterjugend. Die Verbandsbestände sind im Archiv genauso eingelagert wie die der Falken – die DIDF-Jugend hat keinen Sonderstatus, sondern ist ein selbstverständlicher Teil. So will der Verband auch in anderen Zusammenhängen wahrgenommen werden. Als ein nicht wegzudenkender Jugendverband.

Das ist das Signal, das vom Archiv ausgeht. Der Verband erhält mit dem Archiv eine eigene Geschichte und wird zum Teil einer größeren Geschichte.

Das Archivprojekt sagt auch vieles über die Kooperation der beiden Verbände aus. Ein Archiv ist nichts, was von heute auf morgen entsteht, es ist langfristig angelegt und bedarf eines aufwendigen Aufbaus. Daher zeigt die Entscheidung, dass die Zusammenarbeit von DIDF-Jugend und SJD – Die Falken langfristig angelegt ist und nicht aus einem Hype um Kooperationsprojekte zwischen etablierten und migrantischen Jugendverbänden entstanden ist. Und es zeigt auch ein großes Vertrauen zwischen den Verbänden. Die einen offenbaren sich völlig und legen ihre Geschichte in die Hände des anderen. Der wiederum traut dem jüngeren Partner zu, das Projekt zu stemmen und nimmt Unwägbarkeiten und Probleme in Kauf.

Weitere Schritte

Bei einer Zukunftswerkstatt im November 2009 haben die Verbände viele weitere Schritte der Zusammenarbeit vereinbart. Man will gemeinsam jugendpolitisch auftreten, eine Bildungsoffensive starten, in der Interessenvertretung zusammen handeln und eine internationale Jugendbegegnung durchführen. Noch in diesem Jahr treffen sich die Verbände auf den 30-Jahr-Feiern der DIDF und beim »Das Camp« der Falken. Zudem sind verbandsübergreifende Redaktionstreffen und ein Seminar zum Thema Nationalismus geplant.

Die weiteren Schritte werden sicherlich an manchen Orten schneller gemacht als an anderen. Und je intensiver die Kooperation wird, desto mehr werden sich auch Probleme zeigen. Doch Schwierigkeiten werden gute Zeichen sein. Denn nebeneinander zu leben heißt auch, Problemen aus dem Weg zu gehen. Wird aus dem Nebeneinander ein intensives Miteinander, offenbaren sich alle Beteiligten. Mit allen ihren guten und ihren weniger guten Seiten. Doch nur so hat man die Gewissheit, dass es voran geht. ■

Ergebnisse der Zukunftswerkstatt zwischen DIDF-Jugend und SJD – Die Falken 2009.
Foto: Jörg Kranke

Kinder und Jugendliche mit MIGRATIONS-HINTER-GRUND

Ein Kommentar zur aktuellen Debatte

KARL HEINZ LENZ

In der bundesdeutschen Öffentlichkeit ist in den letzten Jahren immer mehr von in Deutschland lebenden Menschen die Rede, die »einen Migrationshintergrund« besitzen. Gemeint sind nicht alleine diejenigen, die man früher mangels deutscher Staatsbürgerschaft schlicht als in der Bundesrepublik wohnende »Ausländer« bezeichnet hatte, sondern alle Menschen, die in den Jahrzehnten nach 1949 auf Dauer nach Deutschland zuwanderten oder in Deutschland als Kind von Eltern geboren wurden, von denen zumindest ein Elternteil im Ausland zur Welt kam. Viele dieser Menschen sind mittlerweile im Besitz eines deutschen Passes. In der Bevölkerungsgruppe mit Migrationshintergrund, die sich zunächst als bunte Mischung aus weit über einhundert Herkunftsstaaten darstellt, ragen quantitativ die Menschen mit einer Herkunft aus den ehemaligen Anwerbeländern Italien, Spanien, Portugal, Jugoslawien, Griechenland, Türkei, Tunesien und Marokko deutlich heraus. Sie und die Gruppe der deutschstämmigen Einwanderer, die nach 1989 aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks kamen, hat man im Blick, wenn man von »Migranten« spricht. Hingegen würde es im alltäglichen Sprachgebrauch kaum jemand einfallen, etwa gut ausgebildete und in Deutschland sozial und wirtschaftlich etablierte US-Amerikaner, Franzosen, Briten oder Schweizer als Personen »mit Migrationshintergrund« zu titulieren. Dies weist darauf hin, dass beim Gebrauch oder Nichtgebrauch des Begriffes unterschwellig der soziale Status eine große Rolle spielt.

Aufgrund des Mikrozensus ist bekannt, dass in der Bundesrepublik gegenwärtig knapp 20 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund besitzt – Tendenz steigend. Unter Kindern und Jugendlichen ist der Anteil deutlich höher. In vielen Schulen bundesdeutscher Großstädte beträgt der Anteil der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund 50 Prozent oder mehr. Da der Autor dieser Zeilen an einer Gesamtschule in Frankfurt/Main als Lehrer arbeitet, sollen an dieser Stelle einige persönliche Beobachtungen aus dem schulischen Alltag, in dem »einheimisch-deutsche« Schülerinnen und Schüler und solche mit Migrationshintergrund zusammenkommen, geschildert werden.

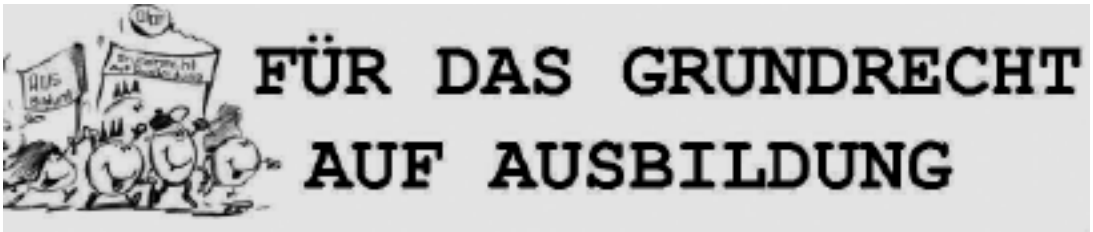
Wie angedeutet wurde, ist es realistisch, Familien mit Migrationshintergrund und ihre Kinder nicht als einheitliche Gruppe zu sehen, sondern sie in ihrer ganzen Vielfalt und Unterschiedlichkeit wahrzunehmen. Das gilt auch für die Kinder und Jugendlichen, deren Familien ihre Wurzeln in den erwähnten ehemaligen Anwerbeländern im südlichen Europa und den anderen Anrainerstaaten am Mittelmeer haben. Bei allen nationalen, sozialen und kulturellen Unterschieden, die die Familien dieser Gruppe vom Herkommen her mitbringen, wird dennoch deutlich, dass im Großen und Ganzen gesehen viele der Familien, etwa aus der Türkei und den nordafrikanischen Staaten, aber auch aus Italien und anderen europäischen Anwerbeländern, von ihrer Schulbildung und beruflichen Ausbildung her der einheimisch-deutschen Unterschicht nahe stehen. So bemühen sich viele Mädchen und Jungen »mit Migrationshintergrund« um ein gutes Schulzeugnis, einen guten Schulabschluss und einen gelungenen Übergang in die Berufsausbildung, deren Eltern selbst nie oder nur wenig Schulunterricht hatten und die nicht oder nur schlecht lesen und schreiben können und die in Deutsch-

land oft in prekären Arbeitsverhältnissen ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Nicht wenige dieser Eltern müssen in mehreren Jobs arbeiten. Nicht wenige ihrer Kinder übernehmen in der Familie aufwendige Pflichtaufgaben, damit das Familienleben und die Berufsarbeit der Eltern funktionieren kann. Wie gesagt: Sicherlich trifft dieses kurz skizzierte Bild nicht den Alltag aller Migrantenfamilien, da nicht wenige, zurecht stolz, eine eigene in Deutschland erlebte Erfolgsgeschichte erzählen können. Dennoch: Viele Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund stammen aus »bildungsfernen« Elternhäusern und befinden sich in ähnlichen Lebensverhältnissen, wie Kinder und Jugendliche aus der einheimisch-deutschen Unterschicht. Angesichts der aktuellen wirtschaftlichen Krisenerscheinungen wird für viele Migrantenfamilien ihre soziale Situation zusätzlich brisant.

Es ist zunächst überraschend, dass in der politischen Diskussion in Deutschland diese hier skizzierte soziale Lage von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund nahezu totgeschwiegen wird. Dieses Schweigegebot gilt nicht nur für die gegenwärtigen politischen Debatten, sondern auch für die mittlerweile zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Situation von Kindern und Jugendlichen aus Einwandererfamilien. In diesen Studien spielt die soziale Lage dieser Kinder keine wirkliche Rolle, oder wird, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt. Stattdessen müht man sich damit ab, die Ursachen für »Probleme« der Kinder und Jugendlichen aus Einwandererfamilien aus deren abweichender »Kultur«, deren anderer »Religion« und deren spezifischer »Nationalität« abzuleiten. Es ist offensichtlich, dass hier eine Ideologisierung stattfindet.

Besondere Konjunktur genießt derzeit, eine angebliche religiöse Orientierung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu betonen, besonders für diejenigen, deren Familien aus Ländern zugewandert sind, in denen der Islam die größte Religionsgemeinschaft ist. Obgleich erkennbar ist, dass eine Minderheit dieser Schülerinnen und Schüler religiös interessiert und gebildet ist, so wird doch ebenso klar, dass die deutliche Mehrheit sich offensichtlich im Islam nur wenig auskennt und ihm für die eigene Lebensgestaltung relativ wenig Bedeutung beimisst. Vor diesem Hintergrund wirkt es äußerst bedenklich, wenn einflussreiche Kräfte darauf hindrängen, den notwendigen Dialog der einheimisch-deutschen Mehrheitsgesellschaft mit den eingewanderten Familien unter die Überschrift »Religion« zu stellen. In diese unglückliche Richtung wirkt auch die durch Wolfgang Schäuble initiierte so genannte Deutsche Islamkonferenz, die dazu geführt hat, dass minoritäre und teils reaktionäre islamische Gemeinschaften in den Rang von Sprechern aller in Deutschland lebenden türkischen, marokkanischen usw. Einwanderer erhoben wurden. Dem gegenüber gilt es festzustellen: Hasan, Mustafa, Aylin und Ilham und ihre Familien haben in Deutschland deshalb zu kämpfen, weil viele noch keinen dauerhaften Bildungserfolg und noch keinen stabilen Zugang zu qualifizierten Arbeitsplätzen haben – und nicht, weil sie Muslime wären.

Denselben Irrweg beschreiten aktuelle wissenschaftliche und politische Diskussionen, in denen eine »eigene Kultur« der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund konstruiert und unterstrichen und als schwer überbrückbare Barriere zur »anderen Kultur« der einheimisch-deutschen Kinder und Jugendlichen



Aus der Öffentlichkeitsarbeit der DIDF-Jugend 2002, AAJB, DIDF-Jugend.

aufgebaut wird. Zu diesem ideologisch überhöhten Kulturbegriff eine Geschichte aus dem Frankfurter Schulalltag. Vor kurzem bemühte sich ein sozialdemokratischer Stadtverordneter, die Genehmigung zur Gründung einer türkischen Schule in der Stadt zu erhalten. Da die geplante türkische Schule in die Schlagzeilen der Tagespresse kam, ergab sich ein Anlass, Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund zu befragen, wie sie über die Einrichtung türkischer, marokkanischer und ähnlicher Schulen in Frankfurt denken. Der Autor dieser Zeilen gestaltete zu diesem Thema in seinen Lerngruppen im Fach Ethik (das parallel zum christlichen Religionsunterricht vor allem von muslimischen Schülern besucht wird) eine kurze Unterrichtsreihe. Das Ergebnis war eindeutig: Die Kinder und Jugendlichen wollen ganz überwiegend in die normalen Regelschulen gehen und in keine türkische oder marokkanische Schule: »Wir haben doch deutsche Freunde in der Schule und wollen gut Deutsch lernen, damit wir hier in Deutschland eine gute Zukunft haben«. So oder ähnlich lauteten die Stellungnahmen. In diesem Zusammenhang muss auch den Tendenzen, die nationale Herkunft von Einwandererfamilien und ihrer Kinder und Jugendlichen ideologisch zu überhöhen, wie etwa durch das Gerede vom »Türkentum«, widersprochen werden.

Es ist bemerkenswert, dass die Rede von einer religiösen, kulturellen und ethnisch-nationalen so genannten »Benachteiligung« von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund nicht nur von den Scharfmachern extrem gestimmter religiöser und politischer Einwandererorganisationen im Munde geführt wird, sondern – aus anderen Motiven – auch als Grundannahme in wissenschaftlichen Studien zum deutschen Bildungssystem auftaucht. In diesen Untersuchungen, in denen beispielsweise festgestellt wird, dass Kinder mit Migrationshintergrund am Ende der Grundschulzeit häufiger eine Hauptschulempfehlung erhalten als einheimisch-deutsche Kinder oder in denen konstatiert wird, dass Migrantenkinder beim Übergang in die gymnasiale Oberstufe schlechter abschneiden, wird aus diesen Beobachtungen eine »Benachteiligung« unterstellt und diese auf eine »kulturell-ethnische Differenz« zwischen

Internationalismus statt Nationalismus, Jugendcamp der DIDF-Jugend 2001
AAJB, DIDF-Jugend, Fo 5

Schüler bzw. Schülerin einerseits und Lehrkraft andererseits zurückgeführt. Wahrscheinlich wird es Lehrerinnen und Lehrer geben, die »Ausländerkinder« nicht mögen und es aus einem Dünkel heraus Kindern mit Migrationshintergrund schwer machen. Dieser soziale Dünkel dürfte von ganz ähnlicher Art sein, aufgrund dessen einheimisch-deutsche Arbeiterkinder an unseren Schulen und Universitäten »benachteiligt« sind. Was die Rede von der »Benachteiligung« von Kindern aus Einwandererfamilien so bedenklich macht, ist deren einseitige Erklärung durch ideologische Faktoren wie Religion, Kultur und Ethnos, während die mit den Händen greifbare soziale Lage ignoriert wird.

Anders geartete aktuelle Diskussionen weisen weniger auf die angeblich entscheidende Bedeutung von Religion-Kultur-Ethnos hin, sondern betonen die »Defizite« der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund, also deren tatsächliche oder angebliche Mängel in den kognitiven und sozialen Fähigkeiten. Dem gegenüber steht aber die Beobachtung, dass auch heute schon viele Kinder und Jugendliche aus Einwandererfamilien, darunter gerade auch die Mädchen, es oft in erstaunlichem Maße zu großem Schulerfolg und zu hoher sozialer Kompetenz bringen. Auch das gehört mit zu einem vollständigen Bild. Die Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund kommen in der Regel aus Familien, die mutig das Wagnis der Auswanderung auf sich genommen haben und die hoch motiviert sind, damit sie und ihre Kinder in der neuen Heimat Erfolg und Glück finden. Ihre Kinder besitzen, wie alle Kinder auch, ein hohes Potential, das sich in der Schule reich entfalten soll. Genauso wie einheimisch-deutsche Kinder können sie nicht perfekt sein. Niemals jedoch sollte man von »Defiziten« sprechen. Eine gute Pädagogik arbeitet nicht mit »Defiziten«, sondern sieht in den Schülerinnen und Schülern vielmehr ihre Befähigung, die es zu unterstützen und zu entfalten gilt. »Yes, we can«, sollte das Motto heißen, wenn dieser Satz nicht bereits anderweitig vergeben wäre.

Dieser soziale Dünkel dürfte von ganz ähnlicher Art sein, aufgrund dessen einheimisch-deutsche Arbeiterkinder an unseren Schulen und Universitäten »benachteiligt« sind.

Soweit einige Beobachtungen zum Leben von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Trotz der hier stark betonten Bedeutung der sozialen Lage soll selbstverständlich nicht der Eindruck nahegelegt werden, dass die besprochenen Elemente des geistigen »Überbaus« für die Kinder und Jugendlichen vollständig ohne Belang und rein ideologisch seien. Es ging vielmehr darum, den Themen Religion-Kultur-Ethnos in ihrer nur relativen Bedeutung einen angemessenen Platz zuzuweisen und den Vorrang der sozialen Lage von Migrantenfamilien zu unterstreichen. Dass die Klassenlage großer sozialen Gruppen in unseren Tagen totgeschwiegen und mit Tabu belegt werden soll, betrifft im übrigen nicht nur die Migranten. Politisch und ökonomisch interessierte Kreise arbeiten seit längerem in allen entwickelten Ländern daran, die soziale Frage zumindest politisch zu beerdigen und auch hinsichtlich der »einheimischen« Mehrheitsbevölkerungen in die Rumpelkammer der Geschichte zu verweisen. Dennoch bleibt die soziale Frage Teil unserer Wirklichkeit. ■

Zur Diskussion über GEWALT-BEREIT-SCHAFT BEI AUSLÄNDISCHEN JUGENDLICHEN.

Ein Blick zurück: Gewalt unter Jugendlichen im Bergbau[1]

HOLGER HEITH

In der öffentlichen und medialen Wahrnehmung treten ausländische Jugendliche fast ausschließlich als kriminelle Gewalttäter, und in den letzten Jahren auch als islamistisch indoktrinierte zukünftige Terroristen in Erscheinung. Dabei übertreffen sich die Kommentatoren und die Angehörigen der älteren Generationen darin zu versichern, dass man sich zwar »früher« auch geschlagen habe, aber weniger brutal gewesen sei. Während die politische »Rechte« in Deutschland eine erfolgreiche Integration jahrzehntelang hintertrieben hat, indem sie schlichtweg leugnete, dass die Bundesrepublik bereits ein Einwanderungsland war und der einheimischen Bevölkerung vorgaukelte, dass die »Gastarbeiter« eines Tages wieder verschwinden würden, erklärten sich die »Linken« zu selbsternannten Anwälten der Einwanderer, die jegliche Integrationserwartungen als Erbe nationalsozialistischer Ideologie der »Volksgemeinschaft« werteten. Wer vor zwanzig Jahren auch nur die Idee in den Raum stellte, ob verpflichtende Sprachkurse für Einwanderer nicht integrationsfördernd seien, musste bei den Grünen, den Jusos in den Asten von Universitäten und Hochschulen und in christlichen Jugendgruppen damit rechnen, als verkappter Rassist zu gelten. Diese strikten Positionierungen sind in den letzten Jahren ins Wanken gekommen. In konservativen wie in fortschrittlichen Kreisen ist man inzwischen zu der Einsicht gekommen, dass eine strikte Verweigerungshaltung den Realitäten des Landes nicht mehr gerecht wird. Doch beide beharren auf einseitigen Schuldzuweisungen bei der Ursachenforschung. Während es Teilen der »Linken« schwerfällt, sich von dem Schlagwort der »sozialen Chancenlosigkeit« als monokausalem Erklärungsansatz zu lösen, beharren die »Rechten« auf ihrem Erklärungsansatz einer »mangelnden Integrationsbereitschaft« jugendlicher Migrantinnen und Migranten. Während der Autor Jan Fleischhauer seine Anregung einer Politik der »Null-Toleranz« noch in pointierte und oft treffende Selbsterfahrungen kleidet,[2] verkündet Udo Ulfkotte, dass der Bürgerkrieg unmittelbar bevorstünde und bietet dem Leser bereits eine Lebensmittelliste für den Krisenfall.[3] Wer seine Ansichten nicht teilt, den tituliert Ulfkotte als »Multikulti-Primaten«.[4] Die alten Reflexe sind also noch nicht überwunden und es scheint, als würden diejenigen, die vorurteilsfrei und problemorientiert nach Lösungen suchen, keine öffentliche Wahrnehmung erfahren.

Um die heutigen Phänomene besser einordnen zu können, sollen in diesem Artikel einige Beispiele von Gewalt mit der Beteiligung jugendlicher Ausländer dargestellt werden, die sich im Umfeld des Ruhrbergbaus der letzten einhundert Jahre ereignet haben.

Gewalt infolge von Arbeitsprotesten

Das sicher bekannteste Ereignis sind die sogenannten »Herner Polenkrawalle« auch »Herner Polenrevolte« genannt, im Jahre 1899.[5] Die zur Arbeit im Bergbau ins Ruhrgebiet gekommenen jungen Polen waren Ausgrenzungen und Beleidigungen von Seiten der einheimischen Bevölkerung ausgesetzt. Auch Prügeleien gehörten zu den Mitteln der Konfliktaustragung und setzten sich bis ins Arbeitsleben fort.

»Fanatisiert gegen alle ›fremden Einflüsse‹, leben die Polen ein so trauriges Leben in missachtender Behandlung und – an Prügeln fehlt's auch nicht. Bekannt ist, dass mache Gruben-

Auch eine Form von Arbeitsmigration: Kriegsgefangene auf der Zeche *Hugo* der *Gutehoffnungshütte*, ca. 914/15 (montan.dok BBA 30/949)

Anwerbung türkischer Arbeitskräfte in Istanbul durch eine Delegation der Ruhrkohle AG im November/Dezember 1973. Insgesamt sollten im Rahmen dieser Aktion über 850 Arbeitskräfte in das Ruhrgebiet geholt werden. (montan.dok 66/304)

beamte in dem Polen einfach den Prügeljungen sehen. Gummischlauch und Meterstock tanzen auf dem Rücken des ›dummen Pollacken‹«.[6]

Im Juni 1899 traten 67 überwiegend jugendliche polnische Schlepper und Pferdejungen der Zeche »Von der Heydt« in Herne-Baukau in den Streik, dem sich in den folgenden Tagen weitere vornehmlich junge polnische Bergarbeiter anderer Herner Zechen anschlossen. Auslöser war eine Erhöhung der Knappschaftsbeiträge, die den Bergarbeitern zwar ein höheres Maß an sozialer Sicherheit bringen sollte, aber zunächst zu deutlichen Einbußen in der Lohntüte führte. Weder die Arbeitgeber noch die Gewerkschaften oder die Knappschaft hatten diese Änderung ausreichend kommuniziert, was noch durch die Sprachprobleme erschwert wurde. Nachdem eine Versammlung der jungen Polen von der Polizei gewaltsam aufgelöst worden war, erfolgte eine Solidarisierung auch durch deutsche Bergleute. Die unerfahrenen Jugendlichen blieben jedoch ohne Führung, so dass der wilde Streik zum Scheitern verurteilt war.[7] Ein massiver Militäreinsatz, der Tote und Verwundete zur Folge hatte, führte schließlich zum Ende des Ausstandes. Die ohnehin im Ruhrgebiet vorherrschende Polenfeindlichkeit wurde durch die den Streik überschattende Gewalt weiter verstärkt und zur Rechtfertigung für weitere Diskriminierungen benutzt.[8]

In einer Arbeitsmappe der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie (IG BCE) wird der Herner Streik mit den Protesten junger türkischer Bergarbeiter im Ruhrbergbau der 1960er-Jahre verglichen.[9] In dem dort beschriebenen Fall streikten 108 türkische Bergarbeiter der Zeche Hagenbeck in Essen im Jahr 1962. Ein Erklärungsansatz für diesen Streik ist die Vermutung, dass den Türken bei der Anwerbung in ihrer Heimat nur das Bruttogehalt genannt wurde, so dass sie sich bei der Auszahlung ihres Nettogehaltes betrogen fühlten. In diesem Fall blieb es bei der Androhung von Gewalt, aber ähnlich wie bei den Ereignissen in Herne, gelang es durch das Zusammenspiel von Zechenleitungen, Polizei und Gerichten, den Ausstand zu beenden.[10]

Bemerkenswert ist, dass der übliche »linke« Erklärungsansatz für Gewalt von jungen Migranten, nämlich die »soziale Chancenlosigkeit«, in diesen beiden Fällen nicht greift. Zwar sahen sie sich mit einem geringeren Einkommen als erwartet konfrontiert, hatten dafür aber eine deutlich bessere Versorgung im Krankheitsfall und höhere Rentenansprüche erworben. Obendrein bot ihnen der Ruhrbergbau die einzige Berufsperspektive. Aber Kranken- und Rentenversicherungen sind für gesunde junge Männer keine aktuell bedeutsamen Errungenschaften. Die beiden hier kurz dargestellten Streiks finden ihre Ursache in der mangelnden Aufklärung der jungen ausländischen Männer durch deutsche Institutionen, und besonders in der mangelnden Einbindung in gewerkschaftliches Handeln.

Gewalt und private Situation

Vielleicht ist ein anderer Aspekt als gewaltauslösender Faktor zu wenig beachtet worden. Dass es gerade bei tätlichen Auseinandersetzungen zwischen männlichen Jugendlichen oft um ganz andere Dinge geht, die weniger ideologische oder soziale Ursachen haben, für die Akteure dennoch von »existenzieller« Bedeutung sind, soll ein Fall aus den fünfziger Jahren in Dortmund zeigen. Unter der Überschrift *»Aufstand aus Eifersucht«*[11] berichtet eine Tageszeitung über Konflikte zwischen italienischen und deutschen Jungbergleuten in Dortmund-Mengede. Dort waren in einem Wohnheim 40 junge Italiener untergebracht worden, die nun mit den deutschen Jungbergleuten in Konkurrenz um die Gunst der ortsansässigen Mädchen traten.

»Wenn die temperamentvollen Südländer mit ihren tiefschwarzen Haaren und in ihrer elegantsaloppen Kleidung auftraten, dann war es um die Menge der Mädchen geschehen. ›Signorina tedesca‹ riefen ihnen die Italiener in melodischer Stimme zu. So freundlich hatten Jupp und Paul sie noch nie angesprochen.«[12]

Jupp und Paul und auch viele ihrer Kumpel waren von dieser neuen Konkurrenz aber nicht begeistert. In der Folge entwickelte sich ein Konflikt zwischen deutschen und italienischen

Jungbergleuten, der schließlich mit Gaspistolen, Schlagwaffen und feststehenden Messern ausgetragen wurde und erst durch einen Polizeieinsatz eingedämmt werden konnte. Wer also in Mengede aufgewachsen und heute um die siebzig Jahre alt ist und nach dem bekannten Muster behauptet, dass man sich »früher« nicht so brutal geschlagen habe, sollte seine Erinnerungen überprüfen. Gaspistolen, Schlagwaffen und feststehende Messer lassen nicht vermuten, dass man aufgehört hätte, sobald einer am Boden lag.

In diesem Beispiel greift der Ansatz der »Chancenlosigkeit« ebenfalls nicht. Beide Gruppen hatten trotz der beginnenden Bergbaukrise durchaus berufliche Perspektiven. Hier war maskulines Konkurrenzverhalten der Grund für den Konflikt. Der Umstand, dass die Konkurrenten Fremde waren, erleichterte deren Ausgrenzung, ist aber keine deutsche Eigenart, wie das abschießende Beispiel zeigen soll, das sich ausnahmsweise in einem Revier weit außerhalb des Ruhrgebiets ereignete.

Der Hauptgrund für die zunehmenden Spannungen war in nur sehr beiläufigen kulturellen Unterschieden zu finden. Aber in diesem Punkt schienen die deutschen Jugendlichen schlichtweg integrationsunwillig.

In der Mitte der 1950er-Jahre wurden deutsche Jugendliche als Berglehrlinge in südafrikanischen Goldminen angeworben. In ausführlichen Berichten von Zeitungen im ganzen Bundesgebiet wurden die guten Verdienstmöglichkeiten und aussichtsvolle Berufslaufbahnen auch für ungelernte Arbeiter verheißen. Im vom Apartheidregime regierten Südafrika sollten die jungen Deutschen nach nur achtzehnmonatiger Ausbildungszeit Kolonnen von 15 bis 18 schwarzen Bergleuten als Vorarbeiter leiten. Selbst der Kauf eines Cadillacs sei in kleinen Raten möglich.[13]

Doch auch die deutschen Auswanderer fanden vor Ort nicht immer die versprochenen Bedingungen. Besonders der mangelnde Anschluss an die einheimische Bevölkerung wurde von Seiten der deutschen Jugendlichen beklagt, während ihnen von südafrikanischer Seite Integrationsverweigerung vorgeworfen wurde.

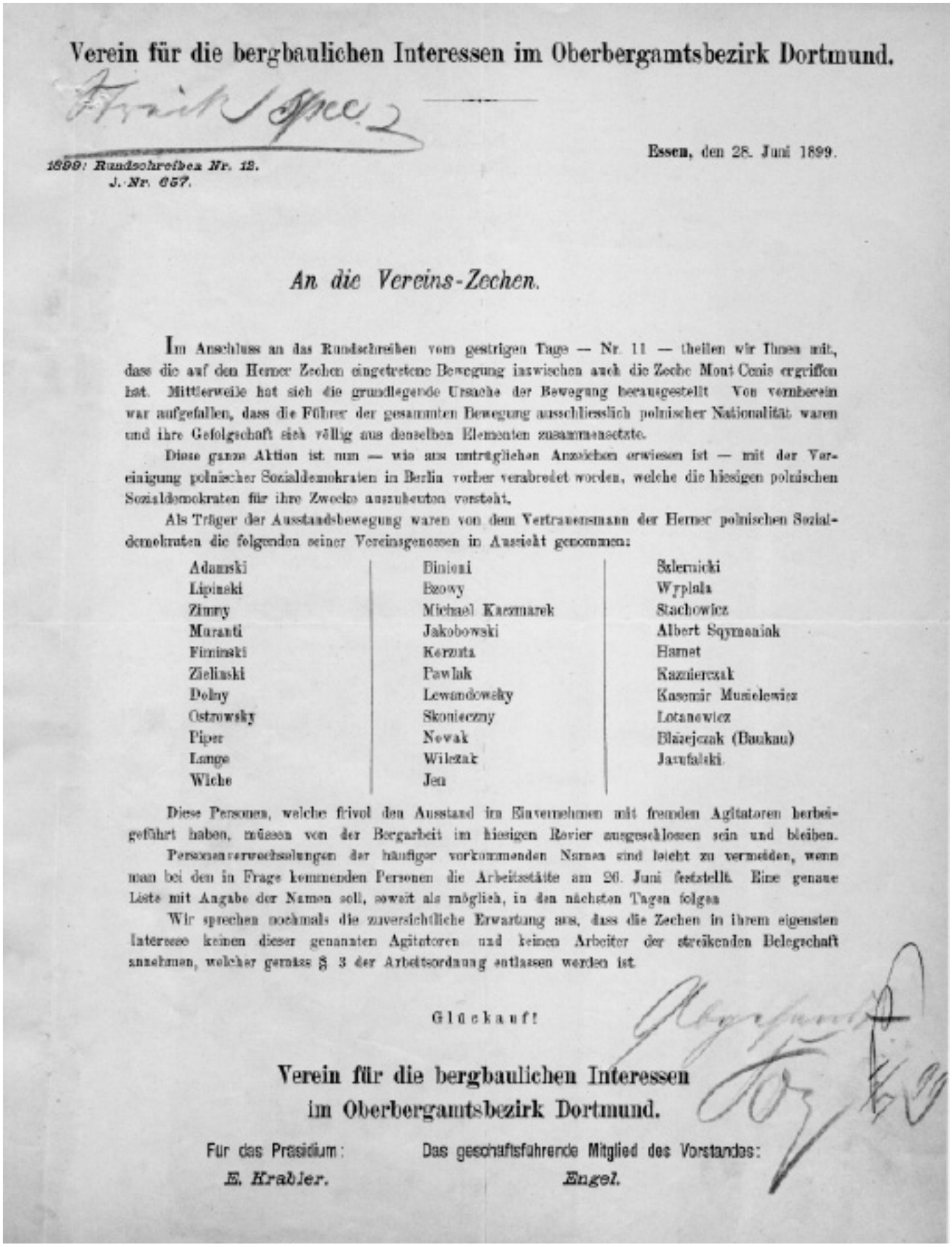
»Tanzkaffees, in denen man zwischen Tangos und Cocktails Bekanntschaften schließen kann, gibt es nicht. Man muss eingeladen werden zu einer Party und kann sich mit jungen Damen nur befassen, nachdem man in aller Form vorgestellt wurde. Da niemand das Glück hat, vorgestellt zu werden, […] bleibt man Ausländer. […]

Ein Stadtsekretär erklärte, die Bevölkerung ›verüble den jungen Deutschen ihre Haltung gegenüber den Südafrikanern. Sie machen die afrikaanse Sprache lächerlich und fühlen sich unseren Jungs überlegen‹. Ein Stadtrat stellt fest, die deutschen Bergbauschüler ›machten einen überaus ausländischen Eindruck und zeigten sich nur noch gruppenweise‹. Ein psychologisch geschulter Mann meint, die Wurzel aller Unannehmlichkeiten liegt darin, dass sie (die Deutschen) sich vor den Mädchen als Helden zeigen wollen und danach wahrscheinlich ihr Auftreten einrichten‹. […] Und schließlich erklärt wieder ein junger Deutscher: ›Wir haben es langsam satt, verprügelt und mit unflätigen Ausdrücken tituliert zu werden.‹«[14]

Der Hauptgrund für die zunehmenden Spannungen war in nur sehr beiläufigen kulturellen Unterschieden zu finden. Aber in diesem Punkt schienen die deutschen Jugendlichen schlichtweg integrationsunwillig.

»Soweit es sich bisher herausgestellt hat, ist der Grund für die Reibereien die Tatsache, dass die jungen Deutschen mit den Freundinnen der jungen Männer aus Krugersdorp tanzen und ausgehen wollen. Die deutschen Bergschüler, die etwas klösterlich in Hotels leben, begründen ihr Verhalten damit, dass es in Deutschland durchaus üblich sei, dass Mädchen zu Gesellschaften gehen und dort von den Herren zum Tanz aufgefordert werden, ohne dass diese sich zuvor mit der Begleitung der Dame bekannt gemacht haben. In Südafrika ist es dagegen Sitte, dass eine Dame, die mit einem Herrn zum Tanzen geht, auch in dessen Gesellschaft bleibt.

Einer der Gründe für die zunehmenden Streitigkeiten ist nun die Tatsache, dass die Bergschüler wiederholt ihre Ansicht mit Gewalt durchgesetzt haben sollen und dadurch ›Gegenmaßnahmen‹ der einheimischen männlichen Jugend auslösten. Gegenwärtig gehen die Bergschüler nur noch in geschlossenen Gruppen zum Tanzen.



Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

1899: Rundschreiben Nr. 12.
J. Nr. 657.

Essen, den 28. Juni 1899.

An die Vereins-Zechen.

Im Anschluss an das Rundschreiben vom gestrigen Tage — Nr. 11 — theilen wir Ihnen mit, dass die auf den Herner Zechen eingetretene Bewegung inzwischen auch die Zeche Mont-Cenis ergriffen hat. Mittlerweile hat sich die grundlegende Ursache der Bewegung herausgestellt. Von vornherein war aufgefallen, dass die Führer der gesammten Bewegung ausschliesslich polnischer Nationalität waren und ihre Gefolgschaft sich völlig aus denselben Elementen zusammensetzte.

Diese ganze Aktion ist nun — wie aus untrüglichen Anzeichen erwiesen ist — mit der Vereinigung polnischer Sozialdemokraten in Berlin vorher verabredet worden, welche die hiesigen polnischen Sozialdemokraten für ihre Zwecke auszubeuten versteht.

Als Träger der Ausstandsbewegung waren von dem Vertrauensmann der Herner polnischen Sozialdemokraten die folgenden seiner Vereinsgenossen in Aussicht genommen:

Adamski	Binioni	Sklernicki
Lipinski	Brovy	Wyplala
Zimny	Michael Kaczmarek	Stachowicz
Muranti	Jakobowski	Albert Szymaniak
Fiminski	Kerzuta	Hamet
Zielinski	Pawlak	Kazmierczak
Dolny	Lewandowsky	Kasemir Musielewicz
Ostrowsky	Skonieczny	Lotanowicz
Piper	Novak	Blazejczak (Baukau)
Lange	Wilczak	Jarufalski
Wiche	Jen	

Diese Personen, welche frivol den Ausstand im Einvernehmen mit fremden Agitatoren herbeigeführt haben, müssen von der Bergarbeit im hiesigen Revier ausgeschlossen sein und bleiben.

Personenverwechselungen der häufiger vorkommenden Namen sind leicht zu vermeiden, wenn man bei den in Frage kommenden Personen die Arbeitsstätte am 26. Juni feststellt. Eine genaue Liste mit Angabe der Namen soll, soweit als möglich, in den nächsten Tagen folgen.

Wir sprechen nochmals die zuversichtliche Erwartung aus, dass die Zechen in ihrem eigensten Interesse keinen dieser genannten Agitatoren und keinen Arbeiter der streikenden Belegschaft annehmen, welcher gemäss § 3 der Arbeitsordnung entlassen werden ist.

Glückauf!

Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

Für das Präsidium: *E. Krabler.*

Das geschäftsführende Mitglied des Vorstandes: *Engel.*

Rundschreiben des Vereins für die bergbaulichen Interessen an die Vereinszechen vom 28. Juni 1899 mit der Aufforderung, die streikenden und die als Rädelsführer der »Herner Polenkrawalle« namentlich benannten Bergleute nicht wieder einzustellen (montan.dok BBA 32/4258).

Plakat »Warnzeichen« der Bergbau-Berufsgenossenschaft in deutscher und türkischer Sprache, undatiert (montan.dok). Obwohl die ausländischen Bergleute erst nach dem Nachweis ausreichender deutscher Sprachkenntnisse unter Tage arbeiten durften, wurden die Bergleute in einer vierteiligen Plakatserie der Bergbau-Berufsgenossenschaft in deutscher und türkischer Sprache auf die Bedeutung von Hinweiszeichen (grün), Warnzeichen (gelb), Gebotszeichen (blau) und Verbotszeichen (rot) hingewiesen.

Als die Polizei kürzlich in eine beginnende Schlägerei eingriff, wurde ihr von den mit Knüppeln und Schlagringen bewaffneten Bergschülern erklärt: ›Ihr mögt große Leute sein, aber wagt es nicht, uns zu berühren!‹«[15]

In Krugersdorp verschärfte sich dieser Konflikt weiter und führte zu einem Gewaltausbruch, der auch die Tanzbodenschlägereien mit Knüppeln und Schlagring übertraf. An einem Sonntag wurden die deutschen Bergschüler nach dem Gottesdienstbesuch von einer großen Menge weißer Einheimischer mit Steinen durch die Straßen getrieben und einige misshandelt und verletzt. Erst das beherzte Eingreifen von schwarzen Einheimischen zugunsten der Deutschen beendete die Ausschreitungen.[16]

Die Ereignisse in Südafrika zeigen kaum einen Unterschied zu den im vorherigen Beispiel aus Dortmund-Mengede beschriebenen. Das Schlagwort von der »sozialen Chancenlosigkeit« trifft bei beiden Fällen als Ursache nicht zu. Die Ursache für diese Gewaltausbrüche war nichts anderes als postpubertäres männliches Revierverhalten. »Soziale Chancenlosigkeit« eignet sich ebenso wenig wie »mangelnde Integrationsbereitschaft« als monokausaler Erklärungsansatz. Bei Gewalt zwischen Jugendlichen aus dem proletarischen Milieu geht es auch um Dinge, die dem Betrachter aus dem bürgerlich-akademischen Milieu oft fremder sind als er es eingestehen mag. Der Blick auf Konflikte der Vergangenheit zeigt auch, dass eine Dramatisierung der heutigen Zustände in unseren Städten unberechtigt ist. So neu, so einzigartig und vor allem so bedrohlich wie Ulfkotte und Co. es darstellen, ist es nicht.

Vielleicht ist es auch hilfreich, sich daran zu erinnern, dass im Ruhrgebiet bei den Prügeleien zwischen der Hitlerjugend und den Edelweißpiraten in den 1930er- und 1940er-Jahren, bei den »Rock'n'Roll-Krawallen« der »Halbstarken« in den 1950er-Jahren oder bei den Ausschreitungen von Hooligans in den 1980er- und 1990er-Jahren ausländische Jugendliche so gut wie nicht in Erscheinung getreten sind. ■

1 Die Abbildungen in diesem Text entstammen der Ausstellung »Bergfremd(e) – Ausländer im Ruhrbergbau. Eine Ausstellung des Deutschen Bergbau-Museums Bochum und des Instituts für Stadtgeschichte Gelsenkirchen in der Reihe »Fremd(e) im Revier!? Ein Projekt der Kulturhauptstadt Europas Ruhr.2010«. Weitere Informationen zu den Aufnahmen können auch dem Aufsatz von Stefan Przigoda und Stefan Goch: »Bergfremd(e) – Ausländer im Ruhrbergbau«, in: »Fremd(e) im Revier!?« Begleitband zu dem mehrteiligen Ausstellungsprojekt 2010/2011, hg. v. Ingrid Wölk u. Klaus Wisotzky, Essen 2010, entnommen werden, dessen Erscheinen für Juli 2010 angekündigt ist. Ein ausführlicherer Hinweis zur Ausstellung findet sich in den Kurznachrichten in diesem Heft.

2 Jan Fleischhauer, Unter Linken. Von einem, der aus Versehen konservativ wurde, Hamburg 2009, S. 264 f.

3 Udo Ulfkotte, Vorsicht Bürgerkrieg! Was lange gärt, wird endlich Wut, Rottenburg 2009, S. 387.

4 Ebenda, S. 155ff.

5 Vgl. Susanne Peters-Schildgen, »Schmelztiegel« Ruhrgebiet. Die Geschichte der Zuwanderung am Beispiel Herne bis 1945, Essen 1997, S. 76ff., sowie John J. Kulczycki, The Herner Polenaufstand of 1899, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 24 (2000), S. 5–17.

6 Deutsche Berg- und Hüttenarbeiter-Zeitung, verbunden mit Glückauf, Bochum, 11. Jhg., Nr. 26 v. 08.07.1899, zitiert nach Klaus Tenfelde, Die »Krawalle von Herne« im Jahre 1899, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 15 (1979), S. 102. Vgl. Christoph Klessmann, Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation, in: Glück auf, Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland, hg. v. Hans Mommsen u. Ulrich Borsdorf, Köln 1979, S. 109–130, hier S. 110.

7 Tenfelde, Krawalle, S. 71ff.

8 Vgl. Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter. Zwangsarbeiter. Gastarbeiter, Berlin, Bonn 1986, S. 74ff.

9 Vgl. Bildungszentrum der IG BCE Haltern am See (Hg.), Geschichte der Ausländer in Deutschland, bearb. V. Markus Lupa u. Wolfgang Jäger, Haltern 1997, S. 68.

10 Hans-Günter Kleff, Vom Bauern zum Industriearbeiter. Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei, Ingelheim 1984, S. 142 f.

11 Vgl. Nordsee-Zeitung, Bremerhaven, v. 11.09. 1957, Art. »Aufstand aus Eifersucht«.

12 Ebenda.

13 Vgl. Pressearchiv der IGBE, Bergleute im Ausland, Archiv für soziale Bewegungen, Bochum, (AfsB), IGBE-Archiv 13710; ein Teil der Zeitungsartikel ist ohne Datum: Hamburger Echo v. 11.10.1955, Art. »Als Bergmann in Südafrika«; Bergedorfer Zeitung v. 23.05.1956, Art. »Wer will nach Südafrika?«; Rheinische Post v. 04.09.1956, Art. »Deutsche ›Mineneleven‹ in Transvaal«; Kurier, Berlin, o. J., Art. »Deutsche Bergschüler in Südafrika«; Münchner Merkur, o. J., »Für bayerische Kumpel ist Südafrika kein reines Paradies«.

14 AsfB, IGBE-Archiv 13710, Badische Zeitung, Freiburg(Breisgau) v. 19.01.1955, Art. »Verloren in der Fremde«.

15 AfsB, IGBE-Archiv 13710, Frankfurter Rundschau v. 28.01.1955, Art. »Der Streit geht um die Mädchen«.

16 Vgl. AfsB, IGBE-Archiv 13710, Frankfurter Neue Presse v. 18.02.1955, Art. »Je fünf Stockschläge«. Die jungen Deutschen beschlossen nach der »Treibjagd« gemeinsam mit den italienischen, holländischen und österreichischen Bergschülern in den Streik zu treten. Nach der Einschaltung der deutschen Botschaft in Pretoria wurden zwei der südafrikanischen Rädelsführer im Alter von 19 Jahren von einem Gericht zu je fünf Stockschlägen verurteilt. Vgl. ebenda.

JUGENDLICHE MIGRANTINNEN

im Spiegel der »Gastarbeiterliteratur«

ANKE ASFUR

Am 20. Dezember 1955 unterzeichneten die Bundesrepublik Deutschland und Italien ein Abkommen über die Anwerbung italienischer Arbeiter für die deutsche Landwirtschaft und Industrie. Der Wirtschaftsaufschwung der jungen Bundesrepublik benötigte Arbeitskräfte, der Bedarf war in Deutschland jedoch nicht mehr zu decken. Es kamen überwiegend Männer, aber auch Frauen, aus Süditalien nach Deutschland. Weitere Anwerbeabkommen mit Griechenland und Spanien (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) sowie Jugoslawien (1968) folgten. Zwischen 1956 und 1973 reisten ca. 5,1 Millionen ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen zur Arbeitsaufnahme nach Deutschland ein.[1]

Sowohl von Seiten der deutschen Wirtschaft und Politik als auch von vielen Migrantinnen und Migranten selber wurde der Aufenthalt in der BRD als temporär angesehen. Maßnahmen zu einer dauerhaften Eingliederung der ausländischen Arbeitskräfte in die deutsche Gesellschaft wurden darum von deutscher Seite nicht getroffen – auch nicht, als sich für Viele eine längere oder gar dauerhafte Einwanderung nach Deutschland abzeichnete. Im deutschen Sprachgebrauch setzte sich bald der unzutreffende Begriff der »Gastarbeiter« für die Arbeiterinnen und Arbeiter aus dem Mittelmeerraum durch.

Der sogenannten »Anwerbephase« oder »Gastarbeiterperiode« zwischen 1955 und 1973 folgte eine Phase der Konsolidierung der Ausländerbeschäftigung (etwa 1973 – 1979), die geprägt war von Zuwanderungsbegrenzung und Rückkehrförderung.[2] 1973 verfügte die Bundesregierung als Reaktion auf die wirtschaftliche Rezession einen Anwerbestopp. Vor allem Arbeiterinnen und Arbeiter aus Nicht-EG-Ländern wie der Türkei versuchten jedoch, die Krise in Deutschland zu »überwintern«, da sie aufgrund des Anwerbestopps nach einer Ausreise kaum Chancen auf eine erneute Einreise gehabt hätten. Infolge dieser Politik wuchs die ausländische Wohnbevölkerung in Deutschland massiv an, ein verstärkter Familiennachzug setzte ein – der temporäre Charakter der Migration nach Deutschland wandelte sich mehr und mehr zu einem langfristigen Phänomen. Das bedeutete vor allem auch, dass vermehrt Kinder und Jugendliche nach Deutschland kamen.

Spätestens mit dem Anstieg der Wohnbevölkerung nach dem Anwerbestopp 1973 rückten auch die Kinder der Migrantinnen und Migranten mehr in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Im Übergang von den 1970er- zu den 1980er-Jahren erschienen erste Studien zur Situation der ausländischen Kinder und Jugendlichen in Deutschland – vor allem im Hinblick auf ihre Bildungs- und Ausbildungssituation, Chancen auf dem Arbeitsmarkt, aber auch zu ihren Erfahrungen kultureller Entwurzelung beziehungsweise zum Gefühl, hin und her gerissen zu sein zwischen unterschiedlichen Kulturen mit unterschiedlichen Norm- und Rollenvorstellungen.

Es gibt eine Vielzahl von literarischen Texten von Migrantinnen und Migranten in Deutschland.[3] In den Texten werden die Alltagserfahrungen der Migration verarbeitet – vor allem Erfahrungen in der Arbeitswelt spielen hier eine große Rolle. Im Folgenden soll kurz skizziert werden, welche Erfahrungen speziell weiblicher – vor allem jugendlicher – Migrantinnen

sich in diesen Texten finden. Dabei beschränkt sich die Untersuchung auf Texte aus den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren. Um die Themenschwerpunkte besser einordnen zu können, soll zunächst auf die Situation von Migrantinnen in Deutschland in dieser Zeit eingegangen werden.

Berufliche und Ausbildungssituation von Migrantinnen in den 1960er- bis 1980er-Jahren

Die deutsche Gebrauchsgüterindustrie (Textil, Bekleidung, Nahrungsmittel, Elektroindustrie) mit ihrem hohen Bedarf an un- und angelernten Arbeitskräften warb bereits in den 1960er-Jahren gezielt um ausländische Arbeiterinnen. Diese weibliche Migration blieb jedoch in der zeitgenössischen Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet. Frauen wurden – entsprechend des öffentlichen deutschen Frauen- und Familienbildes der Zeit – als Anhängsel der männlichen Migranten gesehen. Die Wahrnehmung der ausländischen Frauen beschränkte sich eher auf den Bereich der Familien- bzw. Hausarbeit.

In der Migrationsforschung hat sich lange die These einer Wanderungshierarchie gehalten: 1. Männliche Erwerbseinwanderung nach Deutschland, 2. Familiennachzug und damit auch Einwanderung der Frauen. Die neuere Migrationsforschung sieht dagegen nicht eine Abfolge, sondern eine Parallelität verschiedener Migrationsströme und Migrationsmotivationen: Arbeitsmigration, Familienmigration etc. Sie berücksichtigt auch, dass Migration nicht immer einseitig in eine Richtung verlief, sondern dass es auch mehrfache Hin- und Herbewegungen (Pendelmigration) von Personen gab. Genau diese Wanderungsbewegungen wurden häufig von Frauen und von den Kindern der Migrantinnen und Migranten vollzogen.

Die ausländischen Arbeiterinnen verteilten sich vor allem auf drei Wirtschaftsbereiche: Der größte Anteil war im Verarbeitenden Gewerbe tätig, 1965 waren das 42,9 Prozent, großteils in der Textil- und Bekleidungs- sowie in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie. Die Metall- und Elektroindustrie beschäftigte fast ein Drittel der ausländischen Arbeiterinnen. Vor allem die Elektrotechnik mit dem wachsenden Sektor der Unterhaltungselektronik und die feinmechanisch-optische Industrie hatten einen großen Arbeitskräftebedarf.[4]

Ein weiterer, zunehmend wichtiger Bereich der Beschäftigung von Ausländerinnen war der wachsende Dienstleistungssektor in der Bundesrepublik.[5] Die ausländischen Frauen arbeiteten als Küchen- und Reinigungspersonal in der öffentlichen Verwaltung, in Krankenhäusern und der Gastronomie, als Pflegehelferinnen oder Zimmermädchen.

Die wenigsten der angesprochenen Arbeitsplätze verlangten Kontinuität oder hohe berufliche Qualifikation. Die Handgriffe für die extrem kleinteiligen Arbeitsabläufe bei der Akkordarbeit in den vorgenannten Branchen waren schnell und einfach zu erlernen. Die Arbeitskräfte in diesen Branchen waren darum schneller auszutauschen und zu ersetzen. Damit blieben die ausländischen Frauen, die großteils in diesen Branchen arbeiteten, eine wirtschaftliche und arbeitsmarktpolitische Verschiebemasse.

Die abflachende Konjunktur und der daraus folgende Anwerbestopp 1973 brachte eine deutliche Zäsur in der Beschäftigung von Ausländerinnen. Die Arbeitslosenquote unter ausländischen Arbeitnehmerinnen stieg seit Anfang der 1970er-Jahre stark an. Wer nach dem 23. November 1973 arbeitslos wurde und keine Arbeitserlaubnis für fünf Jahre hatte, dem wurde die Arbeitserlaubnis entzogen. Gleichzeitig wurde nachziehenden Ehepartnern und Jugendlichen, die nach dem 30. November 1974 nach Deutschland einreisten, die Arbeitserlaubnis verweigert.

Die schlechte Arbeitsmarktsituation für ausländische Frauen generell in dieser Zeit und das Fehlen einer Arbeitserlaubnis für Jugendliche erschwerte den Einstieg junger Migrantinnen in die Berufswelt. Hinzu kam eine schwierige Ausbildungssituation: Aufgrund des propagierten temporären Charakters der Arbeitsmigration gab es von Seiten der deutschen Behörden zunächst kaum Förderprogramme für ausländische Schülerinnen und Schüler. Viele Kinder waren bereits im Heimatland der Eltern

DIDF-Jugendcamp 2003 – auch hier gibt es Lesefutter, AAJB, DIDF-Jugend, Fo7

Literatur selbstgemacht im DIDF-Jugendcamp 2004, AAJB, DIDF-Jugend, Fo8

zur Schule gegangen, hatten dann aber in Deutschland aufgrund der Sprache Anschlussschwierigkeiten. Erst Ende der 1970er-Jahre gab es vermehrt Qualifikationsmaßnahmen für ausländische Jugendliche. Dazu gehörten Kurse zum nachträglichen Erwerb des Hauptschulabschlusses oder Maßnahmen zur Berufsvorbereitung und sozialen Eingliederung junger Ausländer (MSBE).[6] Hinzu kam im Fall der ausländischen Mädchen, dass von Seiten der Eltern vielfach kein Wert auf eine vernünftige Ausbildung gelegt wurde. Starke traditionelle Rollenbilder, die eine möglichst frühe Verheiratung der Töchter und deren zukünftige ausschließliche Rolle als Hausfrau und Mutter beinhalteten, versperrten vielen jugendlichen Migrantinnen den Zugang zu Bildung und Ausbildung. So konstatieren Anfang der 1980er-Jahre verschiedene Studien ein Untergewicht weiblicher ausländischer Kinder und Jugendlicher in allen Schulformen – trotz nahezu ausgeglichener Geburtenzahl. Gerd Stüwe schreibt dazu: »Dies gibt zu der Vermutung Anlaß, daß Mädchen im schulpflichtigen Alter häufiger von ihren Eltern nicht zum Schulbesuch angemeldet werden und nicht von der Schulbehörde erfaßt werden können.«[7] Allerdings steht dieser Überlegung eine hohe Erwartungshaltung von ausländischen Eltern gegenüber, die von der Schul- und Ausbildung ihrer Kinder – Söhne und Töchter – die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs erhoffen. Zwischen diesen beiden Polen bewegte sich in den 1970er/80er-Jahren sicherlich die Lebenswirklichkeit ausländischer Mädchen in Deutschland.

Herausbildung einer »Gastarbeiterliteratur«

Bereits Anfang der 1960er-Jahre gab es erste schriftstellerische Zeugnisse der »Gastarbeitermigration«. Meist in der jeweiligen Muttersprache verfasst, verarbeiteten Migranten ihre Erfahrungen im deutschen Alltag zwischen Arbeit, Wohnen, Sprachschwierigkeiten, Fremdheit und Heimweh in Lyrik und Prosa.

Ende der 1970er-/Anfang der 1980er-Jahre bildete sich die zunehmend übernationale und vernetzte Bewegung der »Gastarbeiterliteratur« heraus. Der Austausch funktionierte trotz unterschiedlicher Herkunft auf der Basis der gemeinsamen Erfahrung des Lebens in Deutschland. Die Autorinnen und Autoren schrieben in der überwiegenden Zahl auf Deutsch oder ließen ihre Texte ins Deutsche übersetzen. Deutsch wurde damit zur gemeinsamen Kommunikationssprache der Autorinnen und Autoren unterschiedlicher sprachlicher Herkunft. Die Protagonisten dieser »Gastarbeiterliteratur« verfolgten zwei Ziele: Durch die gemeinsame Sprache Deutsch fand ein größerer Austausch der Migrantinnen und Migranten untereinander statt. Gleichzeitig erreichten die Autorinnen und Autoren mit ihren Texten

auch deutsche Leserinnen und Leser. Die Situation der in Deutschland lebenden Migranten unterschiedlicher Herkunft sollte dadurch in der deutschen Öffentlichkeit – jenseits von sensationsgetriebenen Zeitungsmeldungen – bewusst gemacht und Migranten als Teil der deutschen Gesellschaft wahrgenommen und akzeptiert werden. Die Texte verließen den »abgeschlossenen« Kreis der Migranten und wandten sich an eine zunehmend größer werdende deutsche Leserschaft.[8]

Den Begriff der »Gastarbeiterliteratur« haben Franco Biondi und Rafik Schami 1981 in ihrem Manifest »Literatur der Betroffenheit«[9] geprägt, in dem sie erklärten: »Wir gebrauchen bewußt den uns auferlegten Begriff vom ›Gastarbeiter‹, um die Ironie, die darin steckt, bloßzulegen. Die Ideologen haben es fertiggebracht, die Begriffe Gast und Arbeiter zusammenzuquetschen, obwohl es noch nie Gäste gab, die gearbeitet haben. Die Vorläufigkeit, die durch das Wort Gast zum Ausdruck gebracht werden soll, zerbrach an der Realität; Gastarbeiter sind faktisch ein fester Bestandteil der bundesrepublikanischen Bevölkerung.«[10]

Die Textformen der »Gastarbeiterliteratur« sind heterogen, sie umfassen Lyrik, Prosa und teilweise dokumentarische Texte wie Protokolle von Gesprächen mit Migranten oder klar erkennbare autobiografische Zeugnisse. Diese Texte sind nicht nur lesenswerte literarische Zeugnisse einer frühen interkulturellen Literatur in Deutschland, sondern lesen sich auch als vielschichtige Quellen der Migrationserfahrungen im Hinblick auf Arbeit, Wohnen, Freizeit, Integration/Ausgrenzung, Bildungsmöglichkeiten und Kultur in den 1960er- bis 1980er-Jahren.[11]

Förderzentrum Jugend schreibt e. V.

Es gibt auf dem Buchmarkt auch Selbstzeugnisse jugendlicher Migranten aus der Zeit vom Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre. Hier hat vor allem das »Förderzentrum Jugend schreibt e.V.« aus Köln eine Vorreiterrolle. Der Verein gründete sich aus der Arbeit des 1975 gegründeten Jugendzentrums in Köln-Chorweiler[12], in dem sich Jugendliche verschiedener Nationalitäten trafen. Zusammen mit dem Sozialarbeiter Harry Böseke gründeten sie eine Jugendzentrumszeitung und schrieben einen kleinen Schreibwettbewerb aus. Die Resonanz war groß, Böseke berichtet: »Auch hier machten überwiegend junge Türken mit: Kadri, der von seiner Fließbandarbeit bei Ford minutiös berichtete, und Abdullah, der behauptete, daß Gastarbeiter heute die modernen Sklaven sind; Cemil, der als Spritzlackierer arbeitete und seine Wut über ungerechte Behandlung als Auszubildender in der Straßenbahn auf kleine Zettel schrieb – in Gedichtform.«[13] Aus diesem kleinen Schreibwettbewerb entstand schließlich eine erste Anthologie mit Texten jugendlicher Migranten: »Täglich eine Reise von der Türkei nach Deutschland«.[14]

Die Schreibgruppe des Jugendzentrums gab auch die Zeitschrift »Betonstadt« heraus, in der Berichte über das Leben in der Trabantenstadt Chorweiler ebenso Platz fanden wie literarische Texte der Jugendlichen. Nicht zuletzt diese Zeitschrift gab die Initialzündung zur Gründung des Förderzentrums *Jugend schreibt e.V.* 1980, »einer Vereinigung von Sozialpädagogen und Bibliothekaren, die Literatur als Medium in die außerschulische Jugendarbeit einführen wollte. Wir orientierten uns – meist selbst Mitglieder dort – an der Arbeitsweise des *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt*«.[15] Die Texte über das Leben in Chorweiler und auch die Erfahrungen im deutschen Alltag stießen in der kommunalen Politik immer wieder auf Kritik. Die Gründung des Vereins ermöglichte es den Jugendlichen schließlich, ihre Texte ohne Kontrolle durch offizielle Stellen zu veröffentlichen. Der Verein wurde als Träger freier Jugendhilfe anerkannt und veranstaltete u. a. Schreibwochenenden und Lesungen. Infolge personeller Veränderungen bei den Betreuern und durch die Zunahme von Angeboten für die Jugendschreibarbeit löste sich der Verein Ende der 1980er-Jahre auf.[16]

Zu den Texten der ausländischen Jugendlichen in der Zeitschrift »Betonstadt« schrieb Franco Biondi in einem Leserbrief Ende der 1970er-Jahre: »[…] ich habe eure Zeitschrift an einer Tagung vom Werkkreis gesehen und gekriegt.

Ich finde eure Zeitschrift interessant und einmalig, gerade weil sie von Jugendlichen gemacht wird. Ich habe mich besonders gefreut zu sehen, daß in der Zeitschrift ›Gastarbeiterproblematiken‹ literarisch verarbeitet wurden – das ist nicht ganz selbstverständlich in dieser deutschen Gesellschaft, obgleich wir fast ein Zehntel der bundesrepublikanischen Bevölkerung ausmachen.«[17]

Literarische Beispiele

Anhand einiger Beispiele aus den Anthologien der »Gastarbeiterliteratur« sowie aus dem Band »Täglich eine Reise von der Türkei nach Deutschland« soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, wie jugendliche Migrantinnen in diesen Texten dargestellt werden und vor allem, welche Themen für sie wichtig sind. Welche Rolle spielen Schule, Ausbildung und Berufstätigkeit von Mädchen/Frauen in den Texten?

Ausgewählt wurden Texte, die entweder von Jugendlichen selbst stammen oder solche, die die Situation jugendlicher Migrantinnen beschreiben: Sevgí, Zwischen zwei Stühlen;[18] Nalan, Ich bin ein sechzehnjähriges Mädchen;[19]Ayse und Devrim, Wo gehören wir hin?;[20] Mevlüde Baklan, Die deutsche Wirklichkeit und Ali Söyler;[21] Mehmet Ünal, Zwischen zwei Giganten;[22] Jusuf Naoum, Du stinkst;[23] Hülya S. Özkan, Reise in die Erinnerung.[24]

Auch wenn die Herausgeber der Anthologie des Förderzentrums die außergewöhnlich hohe Beteiligung von türkischen Mädchen am Schreibwettbewerb betonen,[25] bleibt doch festzuhalten, dass die Mehrzahl der Texte von Jungen geschrieben worden sind. Texte zur Arbeits- und Berufswelt finden sich ausschließlich von Jungen. Bei den Mädchen geht es um andere Themen. So schreibt beispielsweise Sevgí: »Ich war acht Jahre alt, als ich nach Deutschland kam. Damals wusste ich noch nicht, was es bedeutet, in einem fremden Land zu leben. Sitten und Gebräuche, das ganze Leben unterscheidet sich von dem, was ich bis dahin kannte. Für meine Eltern gilt noch die Sitte, daß ein Mädchen vor der Ehe nichts mit einem Jungen haben darf […] sonst kriegt sie keinen Mann mehr mit. Nach der Heirat gehört sie dann nur noch ihrem Mann und muß nur den Haushalt machen und Kinder in die Welt setzen. […] Viele Mädchen haben keinen Beruf. Das ist sehr schade, denn später in der Ehe werden sie immer ihrem Ehemann in die Hände schauen müssen. Schließlich bestimmt er ja, was mit dem Geld gemacht wird. So wie in der Türkei, so wollen auch hier unsere Eltern uns erziehen. Aber wir werden nicht einmal gefragt. Wir empfinden, wie wir uns innerlich spalten und ein Doppelleben führen […].«[26]

Die sechzehnjährige Nalan setzt sich in ihrem Text mit der schwierigen Situation in der Schule auseinander: »Als ich in der Türkei in die dritte Klasse versetzt wurde, holten mich meine Eltern mit meinem Bruder nach Deutschland. […] In meinen Klassen war ich immer die Älteste. Denn ich wurde hier in Deutschland in die erste Klasse eingestuft. […] Nach der vierten Klasse wurde ich ins Gymnasium versetzt. Meine Grundschullehrerin war sich sehr sicher, daß ich es schaffe. Als sie das vor der Klasse auch offen sagte, lachten mich einige aus. Ein Mitschüler, der in die Realschule versetzt wurde, sagte mir: ›Daß ich nicht lache, wie willst du Kümmeltürke das schaffen?‹ Diese Worte bleiben in meinem Kopf. Und sie bestimmen mein Leben. Ich soll das niemals schaffen können? Meine Unsicherheit wuchs. In der Zeit, wo draußen die Kinder spielten, saß ich zuhause und lernte.«[27]

Diese beiden Texte repräsentieren die Kernthemen der Texte, die entweder von jugendlichen Migrantinnen selbst stammen oder sich mit deren Situation auseinandersetzen. Es geht vor allem um die Auseinandersetzung mit der Tradition und Rollenmustern der eigenen Familie bzw. des Herkunftslandes vor dem Hintergrund der Möglichkeiten, die sich den jungen Mädchen in Deutschland bieten. Die Resonanz ist stets ähnlich: Gespalten zwischen Tradition und »Moderne«, haben die Mädchen häufig nur die Wahl, sich entweder diesen Rollenbildern unterzuordnen oder aus ihnen auszubrechen – für einen hohen Preis, nämlich der Entfremdung von der eigenen Familie und der Isolation. Schule und Ausbildung bedeuten vor diesem Hintergrund aus Sicht der Mädchen einerseits eine Zeit der Freiheit im stark

Theater beim Jugendkulturfestival der DIDF-Jugend 1999, AAJB, DIDF-Jugend, Fo 4a

reglementierten und kontrollierten Alltag innerhalb der Familie – was vor allem aus Sicht der Väter als Hüter der Ehre und Tradition der Familie mit Argwohn betrachtet wird.[28] Neben dieser – täglichen – Freiheit bedeuten Schule und Ausbildung aber auch langfristig Selbstständigkeit und Mündigkeit, was wiederum zu verschärften Konflikten mit der Familie führt.

In den Texten werden aber noch zwei weitere Ebenen deutlich: Die in den Texten beschriebenen Mädchen müssen sich immer gegen besondere Widerstände und Vorurteile auf deutscher Seite (Lehrer, Mitschüler) durchsetzen, und führen auf der anderen Seite selbst dort, wo die Familie der Ausbildung positiv gegenüber steht, noch einen zweiten Kampf gegen eine zunehmende Entfremdung von der eigenen Herkunft – sozial und kulturell.[29] ■

Neben dieser – täglichen – Freiheit bedeuten Schule und Ausbildung aber auch langfristig Selbstständigkeit und Mündigkeit, was wiederum zu verschärften Konflikten mit der Familie führt.

1 Hisashi Yano, Migrationsgeschichte, in: Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch, hg. v. Carmine Chiellino, Stuttgart, Weimar 2000, S. 1–17, hier S. 4.

2 Vgl. ausführlich ebd., S. 2–8.

3 Zur Herausbildung einer »Gastarbeiterliteratur« bzw. der Entwicklung der Interkulturellen Literatur der letzten knapp 40 Jahre in Deutschland siehe ausführlich Chiellino (Hg.), Interkulturelle Literatur. Zum Frauenbild in der »Gastarbeiterliteratur« siehe ausführlich Anke Asfur, Anmerkungen zum Frauenbild in der »Gastarbeiterliteratur«, 2008, http://www.fhi.dortmund.de/upload/binarydata_do4cms/08/75/16/00/00/00/167508/asfur_komplett_schutz.pdf

4 Monika Mattes, »Gastarbeiterinnen« in der Bundesrepublik. Anwerbepolitik, Migration und Geschlecht in den 50er bis 70er Jahren, Frankfurt/Main, New York 2005, S. 194.

5 Ebd., S. 200.

6 Vgl. ausführlich: Rita Rosen, Gerd Stüwe: Ausländische Mädchen in der Bundesrepublik, Opladen 1985, S. 32ff.

7 Ebd., S. 25.

8 Das Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt in Dortmund verfügt in seinem Buchbestand über einen repräsentativen Querschnitt dieser frühen »Gastarbeiterliteratur« sowie der weiteren Entwicklung der »Migrationsliteratur« bzw. der zeitgenössischen »Interkulturellen Literatur« in Deutschland. Weitere Sammlungen finden sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach mit der Chamisso-Preis-Sammlung sowie bei DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.), das v.a. über eine umfangreiche Sammlung der frühen muttersprachlichen Migrationsliteratur verfügt.

9 Franco Biondi, Rafik Schami, Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur, in: Zu Hause in der Fremde. Ein bundesdeutsches Ausländer-Lesebuch, hg. v. Christian Schaffernicht, Fischerhude 1981, S. 124–136.

10 Ebd., S. 134f.

11 Siehe ausführlich zur Gastarbeiterliteratur und zur Darstellung der Arbeitswelt: Asfur, Anmerkungen.

12 Vgl. Harry Böseke, »Wat die Türke künne, künne mer auch …« Erfahrungen mit jungen Schreibenden im außerschulischen Bereich, in: Schreibend einen Ort suchen … Gastarbeiterliteratur. Materialien zur interkulturellen Erziehung Nr. 6, hg. v. Marianne Krüger-Potratz (Wilhelms-Universität Münster), Münster 1985, S. 64–65. Die Vereinsunterlagen des ›Förderzentrum Jugend schreibt‹, einschließlich Hunderter Originalmanuskripte deutscher und ausländischer Jugendlicher, befinden sich im Fritz-Hüser-Institut in Dortmund.

13 Ebd., S. 64.

14 Förderzentrum *Jugend schreibt e.V.* (Hg.), Täglich eine Reise von der Türkei nach Deutschland, Fischerhude 1980.

15 Böseke, Erfahrungen, S. 64. Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt gründete sich 1970. Ziel war es u.a. nicht nur Literatur mit dem Fokus auf die industrielle Arbeitswelt zu schaffen, sondern in lokalen »Literarischen Werkstätten« Arbeiter zum Schreiben zu motivieren. Ausführliche Informationen zum Werkkreis s. Bestände des Fritz-Hüser-Instituts in Dortmund.

16 Vgl. Literatur und Kultur der Arbeitswelt. Inventar zu Archiv und Bibliothek des Fritz-Hüser-Instituts, hg. v. Rainer Noltenius, bearbeitet v. Hanneliese Palm und Gregor Vogt, München 2005, S. 152.

17 Franco Biondi in: Betonstadt o. J., S. 10.

18 Sevgí, Zwischen zwei Stühlen, in: Förderzentrum, Reise, S. 20.

19 Nalan, Ich bin ein sechzehnjähriges Mädchen, in: Förderzentrum, Reise, S. 58/89.

20 Ayse und Devrim, Wo gehören wir hin, hg. v. Michael Kuhlmann und Alwin Meyer, 5. Aufl. Göttingen 1989.

21 Mevlüde Baklan, Die deutsche Wirklichkeit und Ali Söyler, in: Annäherungen. Prosa, Lyrik und Fotografien aus dem Gastarbeiteralltag, hg. v. Franco Biondi u. a., Bremen 1982, S. 111–131.

22 Mehmet Ünal, Zwischen zwei Giganten. Protokoll eines Gesprächs, in: Zwischen zwei Giganten. Prosa, Lyrik und Grafiken aus dem Gastarbeiteralltag, hg. v. Franco Biondi u.a., Bremen 1983, S. 31–36.

23 Jusuf Naoum, Du stinkst. Ein spanisches Mädchen berichtet, in: Biondi u.a., Giganten, S. 61–66.

24 Hülya S. Özkan, Reise in die Erinnerung, in: Das Unsichtbare sagen! Prosa und Lyrik aus dem Alltag des Gastarbeiters, hg. v. Habib Bektas u.a., Kiel 1983, S. 21–27.

25 Förderzentrum, Reise, S. 9f.

26 Sevgí, Stühle, S. 20.

27 Nalan, Mädchen, S. 58.

28 Vgl. Baklan, Wirklichkeit, und Ünal, Giganten.

29 Nalan, Mädchen, und Özkan, Reise.

Neues aus dem Archiv

Hilfe gesucht!

Mehrere in letzter Zeit in unser Archiv gelangte Abzeichen konnten wir leider nicht identifizieren oder eindeutig zuordnen.

Drei Unbekannte Abzeichen

1

2

3

1 Dazu gehört eine Anstecknadel einer uns unbekannten Institution. Das Abzeichen ist 11 x 11 mm groß und hat eine annähernd quadratische Form, allerdings mit leicht gebogenen Seiten. Abgebildet ist ein goldenes Monogramm (eventuell CCO) auf blauem Grund. Kennt jemand die Institution, die das Abzeichen produziert hat?

2 Eine weitere Anstecknadel von der Größe B x H 33 x 25 mm zeigt eine menschliche Figur mit roter Fahne. Anhand der unter der Figur befindlichen Steine sowie der altertümlich anmutenden Bekleidung vermuten wir, daß es sich um die idealisierte Darstellung eines Barrikadenkämpfers handelt. Ist die Nadel vielleicht zu einem besonderen Anlass, z.B. eines Gedenktages herausgegeben worden? Kennt jemand den Herausgeber?

3 Das dritte Abzeichen lässt sich eindeutig zuordnen. Es trägt auf der Rückseite die Aufschrift Distincion 1er Congreso Del Partido Communista De Cuba. Wir gehen deswegen davon aus, dass es sich um ein Veranstaltungsabzeichen zum 1. Parteitag der Kommunistischen Partei Kubas 1975 handelt. Interessant ist aber die Abbildung auf der Vorderseite. Im rechteckigen, roten Hauptfeld des Abzeichens befinden sich vier schwarze grafische Elemente, die den Eindruck machen, als würde durch die Haaransätze (Haupthaar, Augenbrauen, Bart) das Konterfei einer Person umrissen. Aber um welche Person handelt es sich?

Bilder aus Südhessen

Bereits Ende 2008 erreichte uns eine Sendung mit Archivmaterial aus dem Bezirk Hessen Süd der SJD – Die Falken. Darunter sind auch ca. 2.000 Dias, 1 Ordner mit Fotonegativen sowie eine nicht ermittelte Anzahl loser Fotopositive. Da zu den Bildern keine Informationen vorliegen, haben wir die Bearbeitung zurückgestellt. Die in der Sendung vorhandenen Akten und Druckschriften stammen aus den Jahren 1981–2005, was vielleicht einen Anhaltspunkt für den Zeitraum gibt, aus dem die Bilder stammen könnten. Wir suchen interessierte Genossinnen und Genossen aus Hessen-Süd, die möglicherweise Angaben zu den Bildern machen können und uns bei der Erschließung helfen wollen.

Neues aus dem Archiv

Neue Bestände

Bestand PB Meister, Otto

Gesamtlaufzeit 1950

Otto Meister aus dem bayerischen Schwaben war von 1946 bis 1951 bei der SJD – Die Falken aktiv. Er nahm an mehreren Zeltlagern teil, darunter dem Internationalen Lager in Döbriach 1950. Der Bestand umfasst Fotos und ein Abzeichen aus dem Internationalen Zeltlager in Döbriach, Österreich.

Das Material ist verzeichnet.

Bestand PB Springfeld, Jürgen

Gesamtlaufzeit 1970–1983, Umfang: 0,4 m

Der Bestand gibt insbesondere Aufschluss über die konzeptionelle Entwicklung der Arbeit im F-Ring. Die Akten thematisieren u.a. wie neue, politisch bewusstere Ansätze in der Arbeit des F-Rings umgesetzt werden könnten. Mit zum Bestand gehören zahlreiche Farbfotos vom Bundeskinderlager auf Föhr 1983 sowie von einer Jubiläumsfeier im Kiel zur ersten Kinderrepublik in Seekamp 1977.

Das Material ist – mit Ausnahme der Dias zum Seekampjubiläum – verzeichnet.

Bestand PB Neusel, Walter und Marga

Gesamtlaufzeit: 1967–1975, Umfang: 0,4 lfm

Die Unterlagen von Marga und Walter Neusel enthalten einerseits Dokumente zu Walter Neusels beratender Tätigkeit in Rechtsfragen für den Verband. Dies betrifft Einzelfälle, aber auch die Gründung des Sozialistischen Studentenwohn- und Freizeitwerks NRW e.V. oder die Beratung von Trägervereinen in Satzungsfragen. Weitere Akten behandeln das gemeinsame Seminar von Vertretern der SJD – Die Falken und dem Zentralrat der Freien Deutschen Jugend (FDJ) in Dietzenbach 1967 und die Erarbeitung der Grundsätze zur Zeltlagerarbeit der Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken 1970. Daneben gibt es thematische Ausarbeitungen zu Gruppenabenden. Von Marga Neusel stammen Noten und Bücher zu Volkstänzen und mehrere Schallplatten mit internationaler Volkstanzmusik.

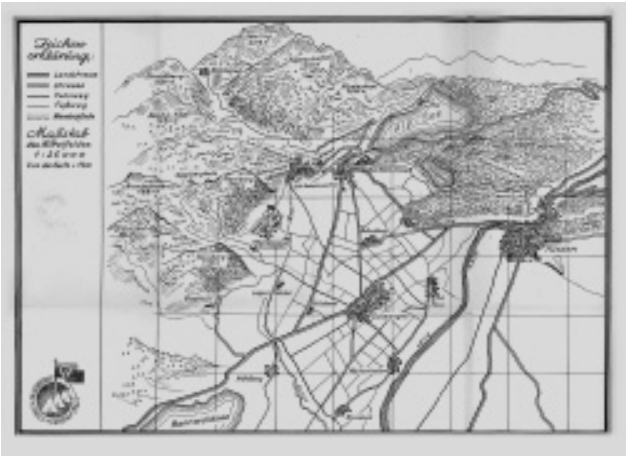
Bestand PB Zilberg, Rosette

Gesamtlaufzeit 1945–1953, Umfang: 0,2 m

Der nun vorliegende Bestand wurde von Rosette Zilberg aus Paris bei Ihrem Besuch der Archivtagung»Neue Wege zum Sozialismus in einem neuen Europa? – Die Falkeninternationale und ihre Mitgliedsorganisationen in den ersten zwei Nachkriegsjahrzehnten» vom 9. bis 11. Oktober 2009 an das Archiv gegeben. Rosette Zilberg und ihr Mann waren aktive Mitglieder des Skif bzw. des Club Laïque de l' Enfance Juive (CLEJ), einem Nachfolger des Skif.

Der Bestand enthält Materialien, die bei Delegationsreisen im Rahmen der IFM bzw. ihres Vorläufers, des Internationalen Falken-Sekretariats, gesammelt wurden. Darunter ist auch das Fotoalbum, das die SJD – Die Falken 1953 nach der Durchführung des IFM-Camps »Falkenstaat Junges Europa« an den SKIF schickten, um die freundschaftlichen Beziehungen zu festigen, obschon der SKIF nicht an dem Zeltlager teilgenommen hatte. Der Bestand ist eine Ergänzung des IFM-Bestands.

Das Material ist verzeichnet.



Bestand SJD – Die Falken, Kreisverband Viersen

Gesamtlaufzeit: 1948 – 2003, Umfang ca. 2,4 lfm

Der vorliegende Bestand umfasst Unterlagen des Kreisverbandes, seit 1988 des Ortsverbandes der SJD – Die Falken in Viersen. Der Kreisverband wurde im Januar 1952 offiziell gegründet; erste Ansätze zu einer Wiederbelebung der sozialistischen Jugend gab es aber bereits 1948 (vgl. SJD-NR-V 32/1). Die Umwandlung vom Kreis- zum Ortsverband geschah 1988, da sich einerseits eigene Ortsverbände in Schwalmtal und Willich gegründet hatten, andererseits Viersen den Status einer kreisfreien Stadt verlor. Das Konzept zur Organisierung der nun drei Ortsverbände sah vor, 1989 einen neuen Kreisverband Viersen als Dachverband der Ortsverbände zu gründen (vgl. SJD-NR-V 5/2). Eine mögliche Tätigkeit dieses Kreisverbandes lässt sich aus den Akten nicht nachweisen. Ungeachtet der organisatorischen Veränderungen wurde in der Bestandsbezeichnung der Begriff Kreisverband beibehalten, da auch die vorliegenden Akten inhaltlich keine deutlichen Veränderungen aufweisen und eine Zerlegung des Bestandes aufgrund des geringen Überlieferungsumfangs unzweckmäßig wäre. Mit dem OV Dülken lassen die Akten eine weitere Gliederung der SJD – Die Falken in Viersen aufscheinen, die aber nur ephemere Erwähnung findet. Der OV Dülken war eine Ausgründung durch Teile des SJ-Rings infolge politischer Diskrepanzen mit dem KV Viersen.

Seit 1953 verhandelte die SJD – Die Falken mit der Stadt Viersen über die Überlassung öffentlicher Räume zur Einrichtung eines Jugendheimes und wurde dabei vom SPD-Bürgermeister Hubert Vootz unterstützt. 1986 erhielt das Jugendheim den Namen Hubert-Vootz-Haus. Das Hubert-Vootz-Haus wird von einem eigenen Verein getragen. Auch wenn die Hauptmasse der vorliegenden Unterlagen der SJD – Die Falken Kreisverband Viersen zuzurechnen sind, scheinen die Akten des Trägervereins Hubert-Vootz-Haus e.V. nicht in jedem Fall deutlich von ersteren zu trennen zu sein. So enthält die Akte SJD-NR-V 27/1 einen Vorgang, der vom Hubert-Vootz-Haus e.V. betreut wurde und zeitweilig benutzten der Ortsverband und der Verein einen gemeinsamen Briefkopf.

Der nun im Archiv der Arbeiterjugendbewegung vorliegende Bestand setzt sich aus einer bereits seit längerer Zeit im Archiv befindlichen Akte (SJD-NR-V 6/1) zusammen, Zeitungsausschnittsammlungen, die ebenfalls schon länger im Archiv sind und nun dem Bestand zugeordnet wurden, sowie zwei Lieferungen aus 2009 und 2010, die die Hauptmasse des Bestandes ausmachen.

Die vorliegenden Akten zerfallen in die Hauptgruppen Schriftverkehr sowohl mit der Stadt Viersen als auch anderen Gliederungen der SJD – Die Falken und weiteren Organisationen, Akten zur Durchführung des Tags des Kindes in Viersen und Akten zu Zeltlagern. Hinzu kommen einige Akten mit Protokollen der Gremien der SJD – Die Falken Viersen. Insbesondere einige der Zeltlagerakten dokumentieren sehr gut die Organisation und Durchführung der Lager. Eine Besonderheit ist die zum Bestand gehörende umfangreiche Mitgliederkartei sowie eine Urkundensammlung der Tischtennisabteilung und mehrere Trophäen für Leistungen im Tischtennis.

Neues aus dem Archiv

Kurznachrichten

Exponate aus dem Archiv im neuen Ruhr Museum

Das Ruhrgebiet feierte in Essen am 8. Januar diesen Jahres sich selbst als frisch gekürte Kulturhauptstadt Europas 2010. Am gleichen Abend eröffnete auch das Neue Ruhrmuseum auf der Zeche Zollverein in Essen.

Das Ruhr Museum ist ein Regionalmuseum, jedoch von einem ganz eigenen, neuen Typus. Es ist das historische Gedächtnis und Schaufenster des Ruhrgebiets, des größten Ballungsraums Europas. In seiner neuen Dauerausstellung präsentiert es mit über 6.000 Exponaten und interaktiven Medienstationen die faszinierende Geschichte des Ruhrgebiets. Die vom Stuttgarter Architekten HG Merz entworfene Ausstellungsarchitektur passt sich den spektakulären Industrie- und Maschinenräumen der ehemaligen Kohlenwäsche der zum Weltkulturerbe zählenden Zeche an und komponiert die Inhalte und Exponate in die vorgefundene Raumstruktur hinein. Diese moderne Konzeption verbindet dabei die Natur- und Kulturgeschichte in einem integrativen Konzept. So folgt der Parcours dem ehemaligen Weg der Kohle und führt von oben nach unten über die drei Ausstellungsebenen, die den Kategorien Gegenwart, Gedächtnis und Geschichte zugeordnet sind. Sie zeigen die gesamte Geschichte des Ruhrgebiets von der Entstehung der Kohle vor über 300 Millionen Jahren bis zum Strukturwandel hin zur Metropole Ruhr.

In diesem neuen, zentralen Ort der Geschichte der Region darf die Arbeiterjugendbewegung nicht fehlen. So freut es auch uns, dass wir das Museum mit mehreren Leihgaben unterstützen konnten. In der Sektion »Soziale Kämpfe und Konflikte« dokumentieren unsere Objekte einen wichtigen Teil der Arbeiterbewegungskultur.

Wer sich das Museum anschauen möchte, findet auf *http://www.ruhrmuseum.de* alle nötigen Informationen.

Kohlenwäsche mit Kokskohlenbunker © Ruhr Museum, Foto: Brigida González

Blick auf »unsere« Vitrine mit Leihgaben des Archivs im Themenbereich „Soziale Kämpfe und Konflikte« auf der 6-Meter-Ebene
© Ruhr Museum, Foto: Rainer Rothenberg

Ausstellungsvitrinen Thema »Industrieller Arbeitstakt«
© Ruhr Museum, Foto: Brigida González

Neu Ausstellung zu Migration und Arbeiter im Ruhrbergbau

Ausstellung »Bergfremd(e). Ausländer im Ruhrbergbau« 6. Juni bis 31. August 2010 im Wissenschaftspark Gelsenkirchen

»Bergfremd(e). Ausländer im Ruhrbergbau« – mit diesem Thema befasst sich eine Ausstellung des Montanhistorischen Dokumentationszentrums (montan.dok) beim Deutschen Bergbau-Museum Bochum (DBM) und des Instituts für Stadtgeschichte Gelsenkirchen (ISG) in den Arkaden des Wissenschaftsparks Gelsenkirchen. Die Schau ist Teil des dezentralen Ausstellungsprojektes »Fremd(e) im Revier!? Ein Projekt der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010«, an dem sich Archive aus dem ganzen Ruhrgebiet mit Teil-Ausstellungen beteiligen. Als eine städteübergreifende Initiative, die die Zuwanderung in das Ruhrgebiet aus unterschiedlichen Perspektiven behandelt, ist das Projekt zur Migration eines der wenigen offiziell anerkannten Geschichtsprojekte der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010.

Die Ausstellung »Bergfremd(e)« zeigt, dass die Geschichte des Ruhrgebiets und seines wirtschaftlichen Leitsektors, des Steinkohlenbergbaus, im 19. und 20. Jahrhundert ohne die zahlreichen Zuwanderer kaum möglich gewesen wäre. Sie kamen als Unternehmer, Investoren und Techniker und vor allem als Arbeitskräfte und haben die Region entscheidend mitgeprägt. Die Zuwanderer waren oft in doppelter Hinsicht »Bergfremd(e)«, waren ihnen doch nicht nur die neue Umgebung, sondern oft auch die Bergarbeit fremd. Die Ausstellung folgt den Spuren der Zuwanderer im Ruhrbergbau des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie greift die Bemühungen um die Anwerbung und Integration der Arbeitskräfte ebenso wie das oft schwierige und spannungsgeladene Verhältnis zwischen Neuankömmlingen und Eingesessenen auf und hinterfragt kritisch das Bild vom »Schmelztiegel Ruhrgebiet«.

Die Ausstellung »Bergfremd(e). Ausländer im Ruhrbergbau« ist vom 6. Juni bis 31. August 2010 im Wissenschaftspark Gelsenkirchen, Munscheidstraße 14, 45886 Gelsenkirchen, montags bis freitags von 7.00 bis 18.00 Uhr und samstags von 8.00 bis 16.00 Uhr zu sehen. Der Eintritt ist frei.

Der Ausstellung entstammen die Abbildungen im Artikel *Zur Diskussion über Gewaltbereitschaft bei ausländischen Jugendlichen. Ein Blick zurück: Gewalt unter Jugendlichen im Bergbau* von Holger Heith in diesem Heft. Wir danken dem Montanhistorischen Dokumentationszentrum Bochum für die Erlaubnis des Abdrucks.

Korrektur

Im Tagungsbericht zur letzten Archivtagung findet sich auf Seite 14 die Behauptung, der Skif sei noch zu zaristischer Zeit gegründet worden. Kay Schweigmann-Greve weist darauf hin, dass der Skif erst 1926 in Polen gegründet worden sei; vor dem Ersten Weltkrieg habe mit dem »Kleinen Bund« zwischen 1901 und 1907 lediglich eine Art Vorläuferorganisation für Kinder zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr bestanden.

Kriegskindheiten: Erinnerungen und medialer Diskurs

Armin Nolzen, Warburg

Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hg.), Die Generation der Kriegskinder. Historische Hintergründe und Deutungen, Gießen: Psychosozial-Verlag, 2009, 184 Seiten, ISBN 978-3-86650-530-8, Preis 22,90 Euro

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges, den das NS-Regime mit dem Angriff auf Polen am 1. September 1939 entfesselt hatte, verloren etwa 4,7 Millionen deutsche Soldaten ihr Leben. Sie hinterließen mehr als eine Million Witwen, fast 2,5 Millionen Halbwaisen und 100.000 Vollwaisen. Schätzungsweise 95 Prozent dieser Kinder waren zwischen 1936 und 1945 geboren worden. Viele haben in den letzten Jahren das Pensionsalter erreicht. Seit der Jahrtausendwende ist eine verstärkte mediale Präsenz dieser Gruppe zu beobachten, die sich selbst als »Kriegskinder« bezeichnet. In unzähligen literarischen Verarbeitungen, Fernsehdokumentationen, Memoiren, Familiengeschichten und Feuilletonartikeln haben sie seither ihre Erfahrungen in die Öffentlichkeit getragen. Vertreter dieser »Kriegskinder« etikettieren sich abwechselnd als »Söhne ohne Väter«, »vaterlose Töchter« oder als »stille Generation«, die gelitten und darüber lange Zeit geschwiegen habe. Ihre Selbstbeschreibungen zeichnen sich durch drei gemeinsame Interpretationsmuster aus: Erstens stilisieren die meisten »Kriegskinder« ihre subjektiv gefärbte Lebensgeschichte zur Erfahrung einer gesamten Generation, zweitens gehen sie von Langzeitfolgen ihrer Leiden aus, die sie zumeist mit dem Begriff »Traumatisierung« zu fassen versuchen, und drittens werfen sie der deutschen Nachkriegsgesellschaft vor, diese Erfahrungen lange Zeit verdrängt zu haben. Ihr jahrzehntelanges Schweigen erscheint in dieser Perspektive als logische Konsequenz eines übermächtigen gesellschaftlichen Nachkriegsdiskurses, der die Thematisierung deutschen Leides generell unterbunden habe.

Parallel zu den öffentlichkeitswirksamen Selbstdarstellungen der »Kriegskinder«, die sich darin auch gerne als »Tabubrecher« inszenieren, hat die historiografische Beschäftigung mit ihren Erfahrungen eingesetzt, die sich in vielerlei Hinsicht als wichtiges Korrektiv erweist. Im Rahmen des Sonderforschungsbereichs (SFB) 434 an der Justus-Liebig-Universität Gießen, der unter dem Titel »Erinnerungskulturen« firmierte, hat Lu Seegers ein Teilprojekt erarbeitet, das mittels einer sozial- und kulturgeschichtlichen Herangehensweise Le-

Kriegskindheiten: Erinnerungen und medialer Diskurs

benssituationen und Lebensläufe von Frauen in ihren Blick nahm, die nach 1945 in so genannten unvollständigen Familien oder als Vollwaisen in Pflegefamilien aufgewachsen sind. Weitere Projekte, die sich mit deutschen »Kriegskindern« befassen, stehen vor dem Abschluss. Der vorliegende Sammelband, der auf ein Kolloquium des Gießener SFB aus dem November 2007 zurückgeht, bildet insofern eine Art Zwischenbilanz der geschichtswissenschaftlichen Annäherung an das Thema. Er beinhaltet insgesamt acht Beiträge von Historikerinnen und Historikern, die, so Mitherausgeberin Seegers, darauf abzielen »die Entstehung und Ausprägung des Diskurses um die ›Generation der Kriegskinder‹ als eine ›generation in the making‹ seit den späten 1990-er Jahren zu beleuchten« (S. 21). Dies ist vielleicht allzu bescheiden formuliert, lassen es die meisten Aufsätze doch nicht mit der Dekonstruktion der grassierenden »Kriegskinder«-Hysterie bewenden. Den Autorinnen und Autoren gelingt es darüber hinaus, die Stärken einer geschichtswissenschaftlichen Betrachtung des Themas zu verdeutlichen und Alternativen zu den bisher verwendeten methodischen Konzepten aufzuzeigen.

Der Band beginnt etwa mit einem äußerst anregenden Beitrag Miriam Gebhardts über die prägenden Muster der frühkindlichen Sozialisation in der NS-Zeit. Auf der Basis von 71, aus bürgerlichen Akademikerhaushalten stammenden Elterntagebüchern arbeitet sie zunächst die zentralen, zwischen den 1930er- und 1960er-Jahren im Deutschen Reich sowie in der Bundesrepublik gültigen Normen für die Säuglings- und Kleinkindererziehung heraus. In deren Mittelpunkt stand das »Ideal des schmerzunempfindlichen Kindes« (S. 53), das mittels eines speziellen Erziehungsstils zu erreichen versucht wurde. Dazu zählten die Rhythmisierung der Nahrungszufuhr, die Abhärtung gegen Schmerzen und die zeitliche Beschränkung der Interaktion zwischen Mutter und Kind. Die Autorin benutzt hierfür den zeitgenössischen Begriff der »Lebensbemeisterung«, die wiederum durch eine Übertragung männlicher und weiblicher Geschlechtsattribute auf die Kinder gekennzeichnet war (S. 44). Ein Junge wurde schon früh auf virile Körperlichkeit, ein Mädchen auf ein weibliches Erscheinungsbild getrimmt. Frühkindliche Erziehung galt als ein Machtkampf zwischen dem »Tyrannen Kind« und den Eltern.

Der Beitrag von Mitherausgeberin Seegers widmet sich auf der Basis von 20 lebensgeschichtlichen Interviews mit Männern und Frauen, die von 1935 – 1945 geboren wurden und nach dem Zweiten Weltkrieg ohne Väter in beiden deutschen Staaten aufwuchsen, den Erfahrungen und Deutungen dieser »Kriegskinder«. Sie zeigt, dass Vaterlosigkeit und kindliche Kriegserfahrungen in der Bundesrepublik Deutschland zunächst kaum, dann seit den 1950er-Jahren in verstärktem Maße öffentlich thematisiert wurden. Darin lag ein deutlicher Unterschied zur DDR, wo davon keine Rede sein konnte. In den von Seegers ausgewerteten Interviews dominiert neben der Vaterlosigkeit aber auch noch ein anderer Topos: das Leid der Mutter. In vielen Familien ergaben sich aus der Abwesenheit des Vaters offenbar besondere Solidaritätsbande zwischen Müttern und Töchtern. Ähnliches ist auch dem Beitrag von Eva-Maria Silies zu entnehmen, in dem es um die Erfahrungen junger Frauen mit der Empfängnisverhütung geht, die sich nach der Einführung der Pille im Jahre 1961 ergaben. Viele Mütter waren ihren Töchtern bei der Beschaffung der Pille aktiv behilflich (S. 100) und trugen in einem gewissen Maße dazu bei, dass diese sich kontinuierlich von den rigiden Sexualnormen der Adenauer-Zeit lösen konnten. Allerdings waren viele der Frauen, die Silies als Beispiele anführt, erst nach 1945 geboren worden und zählen nicht mehr zur Gruppe der »Kriegskinder« im eigentlichen Sinne. Die Autorin hätte den Begriff der »Generation« präziser fassen beziehungsweise mehr empirische Belege für deren Existenz beibringen müssen.

Dasselbe betrifft auch Barbara Stambolis' Ausführungen über Lieder und gemeinsames Singen als wesentliche Elemente der Vergemeinschaftung im »Dritten Reich«. Weder wird darin auf die aktuellen Forschungen zu den Fanfarenzügen der Hitler-Jugend und zur Musikpädagogik dieser NS-Jugendorganisation Bezug genommen, noch gelingt es der Autorin, Reichweiten und Grenzen gemeinsamen Singens (das im Wesentlichen im Rahmen der »Formationserziehung« Jugendlicher stattfand) präzise auszuloten. Ihre These, das NS-Liedgut sei tief im Generationengedächtnis der »Kriegskinder« verankert, bleibt bloße Behauptung. Methodisch avanciert nähert sich Ulrike Jureit dem schwierigen Thema »Generation und Gedächtnis«, indem sie für eine explizite Abkehr

von der Theorie des kollektiven Gedächtnisses plädiert, wie sie Jan und Aleida Assmann ausgearbeitet haben. Jureit sieht in »Generationen« im Wesentlichen ein durch Massenmedien konstruiertes Phänomen und optiert für einen kommunikationstheoretischen Zugang, um diesen Sachverhalt zu erfassen (S. 130). Wie ein solcher Ansatz aussehen könnte, teilt sie dem Leser allerdings nicht mit. Dessen zentrale Komponenten müssten eine Kommunikations-, eine Medien- und eine Gedächtnistheorie sein. Jureit belässt es bei bloßen Andeutungen, aus denen sich aber immerhin ein gewisses Unbehagen mit dem Begriff »Generation« entnehmen lässt.

Dorothee Wierling aber weist nach, welche Gruppe im Namen der »Kriegskinder« spricht, nämlich 50 – 60 akademisch ausgebildete, aus Westdeutschland stammende Männer.

Dass den Medien bei der Selbstverortung der »Kriegskinder« als Generation eine wichtige Rolle zukommt, ist sicher unbestritten. Dorothee Wierling aber weist nach, welche Gruppe im Namen der »Kriegskinder« spricht, nämlich 50 – 60 akademisch ausgebildete, aus Westdeutschland stammende Männer. Der Titel ihres Beitrages lautet dann auch treffend »›Kriegskinder‹: westdeutsch, bürgerlich, männlich«. Wierling geht es insbesondere um die Gefahren, die aus dieser Struktur der Sprechergruppe resultieren. Zu Recht beklagt sie die mangelnde Distanz der »Kriegskinder« zu ihrer eigenen Erzählung sowie die Durchsetzung eines einseitigen Narrativs von »Kriegskindschaft«, das in der Interdependenz von beruflichem Erfolg und individuellem Leid besteht (S. 149). Als Korrektiv empfiehlt sie, die Forschung an Experten zu übergeben, die nicht zugleich Betroffene sind, und die gesamte Deutungsgeschichte der »Kriegskinder« nach 1945 in den Blick zu nehmen. Ein Beispiel für dieses Vorgehen, das man auch als »longue durée« der Erinnerungsgeschichte verstehen kann, liefert Malte Thießens Aufsatz zum Spannungsverhältnis von privater und öffentlicher Erinnerung. Darin schildert der Autor, wie die Hamburger Bürger nach dem Zweiten Weltkrieg der im Juli und August 1943 erfolgten Luftangriffe auf ihre Stadt gedachten. Thießen geht es nicht um »Kriegskinder«, sondern um den Status des Zeitzeugen, als dessen Fixpunkt er das »kommunale Gedächtnis« ausmacht. Demnach orientierten sich viele Hamburger Zeitzeugen an die im unmittelbaren Lebensumfeld tradierten Erinnerungen und passten ihre Interpretation der Luftangriffe den dort vorherrschenden Meistererzählungen an. Thießens Ergebnisse stellen ein wirksames Gegengift gegen jede unkritische Verwendung von Oral-History-Quellen dar. Sie sind insofern auch für die künftige Forschung zu »Kriegskindern« von hoher Relevanz.

Worin liegt nun die Quintessenz des vorliegenden Sammelbandes? Alle Autoren plädieren für die Abkehr von psychoanalytischen Interpretationen, derer sich die massenmedial verbreiteten Erzählungen der »Kriegskinder« bedienen, und für eine Hinwendung zu einer Kulturgeschichte kindlicher Kriegserfahrungen, in deren Zentrum eine kombinierte Diskurs-, Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte auf der Basis von Ego-Dokumenten und Oral History steht. Es geht, mit anderen Worten, um eine Ver(geschichts)wissenschaftlichung des Themas, bei der die Selbstaussagen der Betroffenen wieder auf den Status von Quellenzeugnissen zurückgeführt werden, die immer auch kritisch zu würdigen sind. Gleichwohl lässt der Sammelband auch eine schmerzliche Leerstelle erkennen. Dabei handelt es sich um die Bedingungen jugendlichen Aufwachsens in Diktatur und Krieg, wie sie sich nach 1933 im sozialdemokratischen und kommunistischen Milieu entwickelten. Die Kinder, deren Eltern Sozialdemokraten und Kommunisten waren, machten oft ganz andere Erfahrungen, die sich im Wesentlichen aus der Verfolgung ihrer Eltern durch das NS-Regime speisten. Diese Gruppe lässt sich nicht unter den Begriff »Kriegskinder« subsumieren; sie waren eher »Kinder des Widerstands«. Zu erwähnen sind auch die jüdischen Kinder, die den Holocaust als Waisen überlebten und deren unendliche Leiden nicht in Vergessenheit geraten dürfen, wenn jugendliches Alltagsleben im Zweiten Weltkrieg zur Debatte steht. Wer von den »Kriegskindern« als Kohorte der zwischen 1936 und 1945 Geborenen spricht, darf vom Leid anderer Kinder nicht schweigen.

Sozialistische Jugend im antifaschistischen Widerstand

Manfred Feustel, Hünxe

Lorenz Knorr, Gegen Hitler und Henlein. Antifaschistischer Widerstand unter den Sudeten und in der Wehrmacht, Köln: PapyRossa Verlag, 2008, 312 Seiten, ISBN 978-3-89438-390-9, Preis: 18,00 Euro

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit der Geschichte des antifaschistischen Widerstands aus den Reihen der deutschsprachigen Bevölkerung des Sudetenlandes heraus. Sein Verfasser, Lorenz Knorr, war als damaliger Vorsitzender der Sozialistischen Jugend in Eger (Cheb) selbst Teil des Widerstandes im Bezirk Eger, dessen Aktivitäten eine Ausstrahlung in ganz West-Böhmen hatten. Bei dem zu besprechenden Buch handelt es sich also um einen Zeitzeugenbericht.

Über den antifaschistischen Widerstand von Sudetendeutschen zu sprechen, wirft ein etwas anderes Licht auf die Geschichte dieser Bevölkerungsgruppe. Auch Lorenz Knorr ist, wie Arno Klönne in seinem Vorwort schreibt, ein »Heimatvertriebener«. Er hat das Land, in dem er aufgewachsen ist und als junger Mensch politisch aktiv war, verlassen müssen. Aber er hat aus solchen Erfahrungen ganz andere Konsequenzen gezogen, als eine propagandistische Verwertung des »Vertriebenenschicksals« sie suggeriert. Lorenz Knorr, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein »Neubürger« in Westdeutschland, hat über Jahrzehnte hin für die Ideale der sozialistischen Arbeiterbewegung gewirkt, er ist aufgetreten gegen die wieder zu Ehren gekommenen alten Militaristen und gegen die neuen Kriegstreiber, beharrlich und couragiert. Dieses Engagement hat er bis 1960 auch in der Sozialistischen Jugend Deutschlands geübt und nicht nur der Rezensent hat Lorenz Knorr deswegen viel zu verdanken. Dementsprechend kann dieses Buch auch nicht ohne Anteilnahme besprochen werden, doch enthält es für alle Leserinnen und Leser eine Fülle hochinteressanter Einzelberichte, von denen hier nur einige ausgeführt werden sollen.

Die Sozialistische Jugend Westböhmens in der früheren ČSR und später im »Reichsgau Sudetenland« leistete bis 1945 antifaschistischen Widerstand. Ihr fiel diese Rolle zu, weil die älteren Antifaschisten in den Konzentrationslagern litten, emigriert waren oder physisch nicht mehr in der Lage waren, die Strapazen illegaler Aktionen auf sich zu nehmen.

Die faschistischen Truppen waren ab dem 1. Oktober 1938 in die deutsch besiedelten Gebiete der ČSR einmarschiert. Lange vorher fanden harte politische Kämpfe mit den Aktivisten der »Sudetendeutschen Partei« (SdP) Konrad Henleins statt. Die SdP wurde von Berlin aus gesteuert und finanziert und konnte daher eine rasch wachsende Zahl von Aktivisten um sich scharen. Diese griffen brutal die Volkshäuser der deutschsprachigen Arbeiterbewegung, deren Veranstaltungen oder Funktionäre an. Da war Gegenwehr gefordert. Die Sozialistische Jugend konzentrierte sich jedoch vor allem auf politische Diskussionen. Dabei sollte jeder Funktionär bzw. jede Funktionärin Hitlers »Mein Kampf« besser kennen als jene, für die das Buch geschrieben worden war. Immer wenn SdP-Leute geplante oder realisierte Verbrechen der Nazis abstritten, zitierte man aus Hitlers Buch über geplante Kriege und die geplante »Ausrottung von Judentum und Marxismus mit seinen Wurzeln«. Da in den Versammlungen auch Unentschiedene anwesend waren, war es wichtig, die Anhänger Hitlers in der ČSR zu widerlegen.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen am 12. März 1938 in Österreich stand fest, dass die ČSR das nächste Opfer sein würde. Emigranten aus dem Deutschen Reich berieten die Antifaschisten in der ČSR. Es galt, unnötige Opfer zu vermeiden. Die Antifaschisten waren freiwillig in vernetzten Dreiergruppen organisiert. Dabei war Bedingung, bei Aktionen stets ein sicheres Alibi und immer zwei Fluchtwege zu haben.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die ČSR, bei dem die Westmächte ca. 450.000 Antifaschisten faktisch den Nazis auslieferten, begann der geplante Widerstand. Als Flugblatt- und Plakataktionen die erhoffte Wirkung nicht erreichten, sprengte man strategisch wichtige Eisenbahngleise. Es galt, die NS-Parole »Räder müssen rollen für den Sieg!« zu widerlegen. Dabei flogen auch Loks in die Luft.

Als Einberufungsbefehle ankamen – Verweigerung hätte KZ bedeutet – entschied man, gemeinsam überall Antifaschistische Zellen zu gründen und unter veränderten Bedingungen weiter Widerstand zu leisten. Der Verfasser schaffte es, wie viele seiner Gesinnungsfreunde, mit solchen Widerstandszellen Aktionen zu organisieren. Er schildert, wie es ihm gelang, polnische Partisanen mit Sprengstoff zu versorgen, damit diese eine strategisch wichtige Eisenbahnstrecke zur Front im Osten mehrfach unterbrechen konnten. Er schildert weiter, wie er in Afrika an einer Aktion beteiligt war, bei der ein Viertel des größten Munitionslagers des Afrika-Korps in die Luft flog.

Lorenz Knorr kam wegen »Wehrkraftzersetzung« vor ein Kriegsgericht, welches ihn verurteilte: Er kam zur Strafkompanie. Lorenz Knorr wurde schwer verwundet und als Kriegsuntauglicher zum Funker umgeschult. Als Funker hatte er die Möglichkeit, illegal sogenannte Feindsender zu hören.

Einige der Berichte Knorrs stellen aufsehenerregende Einsichten in bislang eher unbekannte Aspekte des Widerstands dar. So schreibt Axel Ulrich (in: Informationen. Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand, 34 (2009) H. 69, S. 34), dass einige von Knorrs Berichten geradezu sensationell seien. So berichtet Knorr von einem »zivilen Unterbau« der Aktion 20. Juli 1944, der von linken Gewerkschaftern und SPD-Funktionären unter Leitung von Wilhelm Leuschner (Hessischer Innenminister bis 1933) getragen worden sei. Völlig neu ist auch ein weiterer Bericht von Lorenz Knorr. Als Funker hatte er Kontakt zu Generalstäben, die aus militärstrategischen und patriotischen Erwägungen gegen Hitler und die NSDAP wirkten. Dabei lernte er höchste Offiziere kennen, die sich progressiv-demokratisch äußerten.

Einige der Berichte Knorrs stellen aufsehenerregende Einsichten in bislang eher unbekannte Aspekte des Widerstands dar.

Bei Kriegsbeginn hatten sich Mitglieder der Sozialistischen Jugend als Funker und Funkerinnen gemeldet. Sie waren willig, Widerstand zu leisten und nahmen in Paris, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen und Bergen in Norwegen Verbindung zu den dortigen Partisanen auf und stellten per Funk Verbindungen zu anderen her, die sich illegal betätigten. Lorenz Knorr unterhielt von 1941 bis 1945 Verbindung zu seinem damaligen Parteivorsitzenden Wenzel Jaksch in London und gab Informationen über antifaschistische Aktionen, Reaktionen der Bevölkerung auf die Kriegslage, sowie sichere Absprungplätze für Fallschirmjäger und deren notwendige Versorgung weiter. Wenzel Jaksch hat Knorr in einem Dokument vom 11. Juni 1946 diese wahrscheinlich einmalige Verbindung bescheinigt. »Wir bescheinigen, dass Lorenz Knorr Mitglied der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik und deren Jugendorganisation bis zum September 1938 gewesen ist. Genannter hat sich in hervorragender Weise antifaschistisch betätigt und er stand auch während des Krieges mit uns über das neutrale Ausland in illegaler Verbindung. Wir können daher mit gutem Gewissen bezeugen, dass Lorenz Knorr ein verlässlicher Antinazist ist.«

Das Buch ist für alle lesenswert, die nach authentischen Berichten von Zeitzeugen aus dem Widerstand suchen und es beleuchtet eindrucksvoll, wie ausdauernd Ideale umgesetzt werden konnten, die in der Arbeiterjugendbewegung vermittelt worden sind.

Sozialdemokratische Schulpolitik in der Weimarer Republik

Karl Heinz Lenz, Friedrichsdorf

Christa Uhlig, Reformpädagogik und Schulreform. Diskurse in der sozialistischen Presse der Weimarer Republik. Quellenauswahl aus den Zeitschriften ›Die Neue Zeit‹/›Die Gesellschaft‹ und ›Sozialistische Monatshefte‹ (1919–1933), Frankfurt a. M.: Peter Lang. Internationaler Verlag der Wissenschaften, 2008 (Studien zur Bildungsreform Bd. 47), 492 Seiten, ISBN 978-3-631-55703-7, Preis 64,00 Euro

In den politischen Diskussionen in Deutschland nehmen gegenwärtig Fragen des Schulwesens wieder eine große Rolle ein. In verschiedenen Untersuchungen zum Schulalltag wird zum einen auf unerfreuliche Lerndefizite der Kinder und Jugendlichen an Deutschlands Schulen hingewiesen, zum anderen wird behauptet, dass Deutschlands Schulwesen wie kaum ein anderes die soziale Stellung der Eltern reproduziere und den Schülerinnen und Schülern damit einen sozialen Aufstieg durch Bildung verwehre.

Diese beiden Defizite – mangelhafter Unterricht und soziale Selektion – beklagte bereits die frühe Sozialdemokratie der wilhelminischen Kaiserzeit. Mit ihren pädagogischen und schulpolitischen Forderungen war die SPD Wilhelm Liebknechts und August Bebels ein Teil der reformpädagogischen Bewegung in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Die progressive Rolle der SPD bereits in dieser Frühzeit wiederentdeckt und deutlich herausgearbeitet zu haben ist das Verdienst von Christa Uhlig, deren Untersuchung in dieser Zeitschrift kürzlich vorgestellt wurde (Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung 2009,1,40 ff.). Das hier vorzustellende Werk ist sozusagen die Fortsetzung. Christa Uhlig widmet sich hierin der schulpolitischen Diskussion der SPD in den Jahren der Weimarer Republik 1919–1933, einer Zeit also, als die reformpädagogische Bewegung – unterstützt durch die Sozialdemokratie – ihren Höhepunkt an Einfluss und Wirksamkeit erreichte und schließlich durch Hitlers Machtantritt jäh gestoppt wurde.

Um die Diskussionen und Bemühungen der SPD für die Verwirklichung einer sozialen und demokratischen Schule nachzuzeichnen greift die Verfasserin auch in ihrem neuen Buch vor allem auf Aufsätze zurück, die in den beiden sozialdemokratischen Theorieorganen Die Neue Zeit/Die Gesellschaft (ab 1924) und den Sozialistischen Monatsheften erschienen. Dankenswerterweise fügt die Verfasserin ihrem Buch einen Dokumentationsteil bei, in dem sie auf rund 330 Seiten wichtige, teilweise von ihr gekürzte Aufsätze aus diesen beiden Zeitschriften wiedergibt und es so dem Leser ermöglicht, sich auf bequeme Weise anhand der Quellen selbstständig zu orientieren und in die Materie einzuarbeiten. Die Einengung auf Die Neue Zeit/Die Gesellschaft und die Sozialistischen Monatshefte erscheint für die Jahre der Weimarer Republik als problematisch, da doch – wie die Verfasserin selbst hervorhebt – gerade in diesen Jahren eine größere Anzahl von Zeitschriften neu erschienen waren, die der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung mehr oder weniger nahe standen und sich speziell pädagogischen und schulpolitischen Fragen widmeten – darunter nicht zuletzt die Publikationen der deutschen und österreichischen Kinderfreundebewegung. Die Verfasserin musste bei der Konzeption ihrer Untersuchung offenbar die Grenzen respektieren, die durch die zeitlichen Befristungen eines durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Drittmittelprojektes gesetzt wurden.

Dennoch gelingt es der Verfasserin in einem Textbeitrag von ca. 100 Seiten die Grundlinien der sozialdemokratischen Reformpädagogik der Weimarer Jahre deutlich aufzuzeichnen. Diese Grundlinien waren 1911 durch Heinrich Schulz in seinem Buch Die Schulreform der Sozialdemokratie fast parteioffiziell zusammengefasst worden. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches und der Leitung der ersten demokratisch gewählten Reichsregierungen der Weimarer Republik unter dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Philipp Scheidemann und den Reichskanzlern Gustav Bauer und Herrmann Müller stellte sich für die SPD die Aufgabe, diese Programmschrift im politischen Kampf durchzusetzen. Deshalb erschien 1919 das Buch von Heinrich Schulz in kaum veränderter Neuauflage. Der Verfasser wurde als Staatssekretär und führender sozialdemokratischer Bildungspolitiker damit betraut, die Forde-

rungen der SPD auf der Reichsschulkonferenz im Juni 1920 in Berlin durchzusetzen: eine öffentliche, kostenfreie, weltliche und koedukative Schule mit einheitlichen Lehrplänen – die Einheitsschule. Von ihren weitreichenden Forderungen konnte durch die Sozialdemokratie nur ein Teil durchgesetzt werden, zumal die darauffolgende Reichstagswahl der von der SPD geführten Weimarer Koalition die Mehrheit entzog.

Trotz dieser als herbe Niederlage empfundenen Entwicklung blieb die reformpädagogische Diskussion in der SPD und in ihrem engeren und weiteren Umfeld äußerst lebendig und vielfältig. Viele sozialdemokratische Politiker und mit der Partei sympathisierende Pädagogen und Pädagoginnen erkannten die Gelegenheit, in der Landes- und Kommunalpolitik sowie im bestehenden Schulwesen und schließlich auch in neuartigen Schulversuchen reformpädagogische und sozialistische Schul- und Erziehungskonzepte zu erproben und durchzusetzen. Es ist der Verfasserin zu danken, diese Bemühungen der Arbeiterbewegung, die von der akademisch-bürgerlichen Pädagogik der Bundesrepublik weitgehend unbeachtet blieben, rekonstruiert und in ihrer Bedeutung angemessen gewürdigt zu haben. Demgegenüber kennt die akademisch-bürgerliche Pädagogik bis heute als Reformpädagogen nur bürgerliche Persönlichkeiten wie etwa Paul Geheeb, Hermann Lietz, Maria Montessori, Peter Petersen und Rudolf Steiner, während sozialdemokratische Reformpädagogen wie Fritz Karsen, Kurt Löwenstein, Paul Oestreich, Heinrich Schulz und Anna Siemsen allenfalls in Fußnoten erscheinen.

Faszinierend ist die von der Verfasserin herausgearbeitete Beobachtung, wie sehr sich die sozialdemokratisch orientierten Reformpädagogen um eine kreative, die Persönlichkeit des Kindes fördernde und weiterführende pädagogische Praxis an den Schulen bemühten.

Faszinierend ist die von der Verfasserin herausgearbeitete Beobachtung, wie sehr sich die sozialdemokratisch orientierten Reformpädagogen um eine kreative, die Persönlichkeit des Kindes fördernde und weiterführende pädagogische Praxis an den Schulen bemühten. Aus dem breiten Spektrum dieser Reform- und Praxisvorschläge seien hier die Internationalität der Erziehungsaufgabe, die Erziehung zur Gemeinschaft, die Rolle produktiver Arbeit in der Schule, die Bedeutung der Einheitsschule, die Frage nach einer Pädagogik »vom Kinde aus« und die Rolle der Landerziehungsheime genannt. Zu all diesen Punkten steuert die Verfasserin instruktive Kapitel bei.

Zum Abschluss ihrer Darstellung widmet sich die Verfasserin recht unvermittelt und äußerst kritisch den Leistungen der Waldorfpädagogik Rudolf Steiners, leider ohne näher ausgeführte Argumentation. Hier wird ein Schwachpunkt des vorliegenden Werkes deutlich. Man dürfte den Leistungen der oben genannten bürgerlichen Reformpädagogen nicht gerecht werden, wenn man sie – mit dem Etikett »bürgerlich« versehen – ähnlich ins Abseits und ins Vergessen zu stoßen sucht, wie es mit den sozialdemokratischen Reformpädagogen geschah. Zweifellos flossen viele positive Impulse der »bürgerlichen« Reformpädagogik, zu einem großen Teil über den Weg der »68er«-Bewegung, in den Schulalltag der Bundesrepublik ein und führten seit den 1970er-Jahren zu dessen dringend notwendiger Reform und Humanisierung. So sehr solche Persönlichkeiten wie zum Beispiel Rudolf Steiner und – noch mehr – Peter Petersen umstritten sind, so sollte doch nicht vergessen werden, dass gerade diese beiden »bürgerlichen« Pädagogen in jungen Jahren in einer engeren Verbindung zur Sozialdemokratie standen und eine pädagogische Reformpraxis entwickelten, zu der denjenigen Dingen des heutigen Schulalltags gehören, die ein fortschrittlicher Pädagoge unserer Tage nicht missen will.

Das hier vorgestellte Werk macht den Rezensenten darauf aufmerksam, wie einseitig die heutigen politischen Debatten über das Schulwesen geführt werden. Während die Reformpädagogen in den Jahren der Weimarer Republik nach dem teilweisen Scheitern der Reichsschulkonferenz um eine neue, richtige pädagogische Praxis rangen, führen die politischen Parteien unserer Tage einseitig eine Diskussion über die Strukturen des Schulsystems. Dabei sollen die eingangs diagnostizierten Mängel unserer Gegenwart durch das jeweils favorisierte Schulsystem behoben werden. Während Union und Liberale das gegliederte Schulsystem mit Hauptschule, Realschule und Gymnasium konservieren wollen, propagieren Sozialdemokraten, Grüne und Linkspartei die schulformübergreifende Gesamtschule. Tatsächlich scheinen sich die traditionellen Fronten im Kampf um das richtige Schulsystem aber aufzulösen. Hinter den Kulissen entwickelt sich allmählich aus verschiedenen Gründen eine stille, auch äußeren Zwängen folgende Übereinkunft über ein zukünftiges zweigliedriges Schulsystem, in

dem es im wesentlichen für die obere Leistungshälfte der Schülerinnen und Schüler das Gymnasium und für die untere Leistungshälfte der Schülerinnen und Schüler die Gesamtschule (vielleicht unter anderem Namen) geben dürfte. Träfe diese Vermutung zu, müsste sich die Verbesserung eines heute mangelhaften Unterrichts und die Aufhebung sozialer Selektion in diesem Strukturrahmen bewegen. Hier müsste eine tiefgreifende Reform und Verbesserung der pädagogischen Praxis (einschließlich der fehlorientierten Lehrerausbildung) in den jeweiligen Schulformen einsetzen. Dass dieser Gedanke für Sozialdemokraten nicht neu und ungewöhnlich sein muss, kann eine Rückbesinnung auf die sozialdemokratische Reformpädagogik der Weimarer Republik zeigen.

Eine Schulklasse auf Zeitreise – mit Auswirkungen auf die Gegenwart!

Eine Schulklasse auf Zeitreise – mit Auswirkungen auf die Gegenwart!

Marion Kleinsorge, Berlin

DutzendRot / Gerda Reuß, Das Käddala aus der Gartenstadt. Eine Zeitreise mit Käte Strobel, Nürnberg: Verlag Nürnberger Presse, 2009, 189 Seiten, Bezug über die Hauptschule Hummelsteiner Weg 25, 90459 Nürnberg (Tel. 0911/444024), Preis: 5,00 Euro

Erstaunlicherweise gibt es bisher keine monografische Biografie über Käte Strobel. Umso wichtiger ist das Erscheinen des vorliegenden Buches, auch wenn es leider nicht über den Buchhandel zu beziehen ist. Erschienen ist es dank einer engagierten Lehrerin und ihres vierzehnköpfigen Autoren- und Autorinnenkollektivs: »Uns erstaunt selbst, dass wir drei Jahre lang, trotz Pubertät und Schulstress, durchhielten und nie aufgaben. Obwohl wir Jugendliche aus acht verschiedenen Ländern sind (Türkei, Irak, Mazedonien, Deutschland, Italien, Rumänien, Ukraine, Polen), fanden wir uns beim Schreiben als Team zusammen. Wir erlebten gemeinsam die deutsche und Nürnberger Geschichte vom Kaiserreich bis zur heutigen Zeit.«

Das Buch widmet sich dem Leben und Wirken der Käte Strobel, die am 23. Juli 1907 als viertes von sieben Kindern der sozialdemokratischen Arbeiterfamilie Müller geboren wurde. Seit dem fünften Lebensjahr wuchs Käte in einer genossenschaftlich organisierten Arbeitersiedlung, in der »Gartenstadt« auf. 1920 trat sie in die Sozialistische Arbeiterjugend ein, 1925 wurde sie Helferin bei den Kinderfreunden, bis 1933 war sie Vorsitzende in Bayern sowie Mitglied im Vorstand der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde. Um strukturell etwas gestalten zu können, schloss sie sich 1925 der SPD an. Käte konnte überraschend nach der Volksschule noch die zweijährige Handelsschule besuchen und arbeitete seit 1923 als kaufmännische Angestellte bei einer Genossenschaft. 1928 heiratete sie Hans Strobel, den sie bei den Kinderfreunden kennen gelernt hatte.

Während Käte nur »indirekt« am Widerstand beteiligt war, wie sie selbst sagt, wurde Hans 1934 für das Verteilen von Flugblättern wegen »Hochverrats« inhaftiert. 1937 wurde Hans aus dem KZ entlassen. 1938 und 1941 kamen die Töchter Traudl und Ilse zur Welt, Hans wurde bald darauf zum Strafbataillon für politisch »Unzuverlässige« eingezogen. Käte lebte unterdessen mit den Töchtern allein, sie wurden mehrere Male ausgebombt und zeitweise evakuiert.

Als Hans 1946 aus jugoslawischer Gefangenschaft freikam, war Käte bereits Kandidatin für den bayrischen Landtag. Kurzzeitig nahm sie ihre Tätigkeit bei der Genossenschaft wieder auf, doch schon 1947 entschied sie, sich vollständig der Politik zu widmen und in der Genossenschaft nur ehrenamtlich zu wirken. Die Landtagswahl verlor sie gegen einen männlichen Kollegen, doch 1947 übernahm sie den Vorsitz der Frauenorganisation in Nürnberg, später wurde sie Vorsitzende der SPD im Bezirk Franken. Als solche nahm sie an den Sitzungen des Parteiausschusses teil, 1958 wurde sie in den Parteivorstand gewählt, welchem sie bis 1971 angehörte. Von 1966 bis 1971 war sie Mitglied des Parteipräsidiums der SPD.

1949 wurde Käte Strobel in den ersten Deutschen Bundestag gewählt. Seit dem Ende der 1950er-Jahre war sie Mitglied des Europäischen Parlaments, zwischenzeitig dessen Vizepräsidentin. 1966 wurde sie als erste Sozialdemokratin ins Kabinett

Entstanden ist das Buch durch langjähriges Engagement einer Nürnberger Hauptschulklasse.

berufen und übernahm das Gesundheitsministerium in der großen Koalition unter Kurt Georg Kiesinger und dem Vizekanzler Willy Brandt. In der sozialliberalen Koalition bekam Käte 1969 das Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit übertragen. Familienpolitik betrachtete sie als integrierten Bestandteil der Gesellschaftspolitik und die Tabuthemen Familienplanung und Sexualaufklärung gehörten ihrer Überzeugung nach zur Gesundheitspolitik. Auch der Verbraucherschutz war ihr ein wichtiges Anliegen und in beiden Funktionen setzte Käte deutliche Akzente: Die Einführung des Jugendwohlfahrtsgesetzes (als Vorläufer des heutigen KJHG), des Bundesausbildungsförderungsgesetzes, der Verbesserungen des Kindergeldes, die Gründung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, sowie die Gründung der Stiftung Warentest sind nur wenige Meilensteine, die hier zu nennen wären.

Viel Kritik erntete sie 1969 für die Erstellung des Sexualkundeatlasses, der einerseits schnell ausverkauft und in sechs Sprachen übersetzt wurde, andererseits aber beispielsweise nicht nur in Bayerns Schulen nicht verwendet werden durfte.

1972 schied Käte Strobel aus dem Bundestag aus. Entgegen des Versprechens mit Hans einen ruhigen Lebensabend zu verbringen, wurde sie 1978 Mitglied im Nürnberger Stadtrat und später dann vom Landesvorstand mit der Seniorenarbeit für Bayern beauftragt. Von 1986 bis 1990 war sie Vorsitzende des bundesweiten SPD-Seniorenrates. So blieb sie letztlich bis an ihr Lebensende politisch engagiert. Am 26. März 1996 starb Käte Strobel.

Chronologisch von »Kätes Kindheit« und den »Jugenderlebnissen« ausgehend folgen die Kapitel »Nürnberg unter der Naziherrschaft« und »Schwere Zeiten« sowie letztlich »Käte in der Opposition«, »Käte setzt ihre Ziele um« und »Aktiv im Alter«. Sie bilden das Grundgerüst für einen emotional verfassten Roman über die verschiedenen Epochen des Lebens der Käte Strobel, welches immer im Kontext der Zeitgeschichte dargestellt wird. Im Anschluss an die genannten Kapitel kommen unterschiedliche Personen des privaten Lebens sowie Wegbegleiter und -begleiterinnen des politischen Lebens der Käte Strobel zu Wort: ihre Töchter, politische Freunde, aber auch Nachfolger und Nachfolgerinnen im Amt. Sie rahmen mit ihren kurzen Einschätzungen nicht nur das Buch und die Perspektive der jungen Menschen, die das Buch geschrieben haben, auf Käte Strobel, sondern auch die Person als solche sehr schön ein.

Entstanden ist das Buch durch langjähriges Engagement einer Nürnberger Hauptschulklasse. 14 Schülerinnen und Schüler haben in dreijähriger Arbeit Leben und Wirken recherchiert, sich auf Kätes Spuren begeben, zahlreiche Gespräche geführt und ihre Schriften und Briefe studiert. Auf Anregung und mit Unterstützung ihrer Lehrerin Gerda Reuß haben sie die Informationen gesichtet und zu einem spannenden Roman zusammengefügt. Die jungen Menschen haben sich zusammen mit Käte Strobel auf Zeitreise begeben: Sie haben sich Politik und Gesellschaft der unterschiedlichen Zeiten erschlossen, in denen Käte Strobel aufgewachsen ist bzw. aktiv war.

Das hat nachhaltige Auswirkungen auf das Leben der jungen Menschen heute, so bestätigt es auch Gerda Reuß. Zu erkennen, wie leidenschaftlich Käte Strobel für die Verbesserung der Lebenssituationen, für die strukturelle Bekämpfung sozialer Ungleichheit und die Teilhabe aller Menschen am kulturellen, geistigen und materiellen Leben gekämpft hat, das macht Mut. Das führt dazu, sich selbst nicht ohne Weiteres einschüchtern zu lassen und das steigert das Selbstwertgefühl. Es sei nicht leicht gewesen, aus der Vielfalt des Wirkens Käte Strobels einige wenige Besonderheiten auszuwählen, um diese zur Grundlage des Buches zu machen. Letztlich hätten sich die Schülerinnen und Schüler für die Errungenschaften entschieden, die den stärksten Bezug zur eigenen Lebensrealität aufwiesen, wie Gerda Reuß der Rezensentin telefonisch mitteilte. Damit liegen die inhaltlichen Schwerpunkte des Buches im Bereich der Sexualaufklärung und des BAföGs.

»Politik ist zu wichtig, um sie den Männern zu überlassen« – das ist nur eine der viel zitierten Aussagen Käte Strobels, die zeitlebens mit beiden Beinen auf dem Boden geblieben war. Gerade aus ihren alltäglichen Erfahrungen heraus, gerade weil sie nicht die Theorie studiert, sondern die Konsequenz im Alltag erlebt hat, gerade deshalb ist sie immer wieder souverän und überzeugend aufgetreten. Gerade deshalb konnte sie immer wieder auch Andere für ihre Ideen und Vorhaben begeistern.

Eine Schulklasse auf Zeitreise – mit Auswirkungen auf die Gegenwart!

Im Laufe des Buches kann einem der gute Hans schon einmal leid tun. Wie auch die Töchter leidet er unter dem Engagement seiner Käte, der nur wenig Zeit für die Familie bleibt. Umgekehrt ist es ein wunderbarer Spiegel dessen, was klassischerweise das zeitgenössische Schicksal der Frau war – welches möglicherweise weniger Mitleid als vielmehr Anerkennung für die Leistungen des Mannes erzeugt hätte – und welches möglicherweise auch Käte und Hans geteilt hätten, wäre dieser früher aus der Gefangenschaft zurückgekehrt.

Die Autorinnen und Autoren schreiben in ihrem Nachwort, dass sie nach Abschluss des Schreibprozesses alle Kapitel inhaltlich redigiert hätten: Worte auf ihre Verwendung und Sätze auf ihren Ausdruck hin hinterfragt haben. Sie sind dabei selbst immer wieder gestolpert über Begrifflichkeiten, die eine Käte zu ihrer Zeit nicht verwendet hätte. An der ein oder anderen Stelle ist ihnen ein solches durchgegangen, so kommt das Buch manchmal etwas salopp daher. Das schafft eine direkte Verbindung zu den jugendlichen Verfasserinnen und Verfassern und das macht es authentisch. Denn es zeigt, wie intensiv sich die jungen Menschen auf die Person Käte Strobel eingelassen haben. Es macht das Buch zugleich auch besonders liebenswert und schafft eine ungewöhnliche Nähe: Es handelt sich eben gerade nicht um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern um ein Lesebuch, welches ein Eintauchen ermöglicht und nicht nur den Autorinnen und Autoren neue Perspektiven und gedankliche Verknüpfungen eröffnet hat.

In jedem Fall macht die Lektüre Lust, sich weiter mit der Person zu befassen. Man möchte mehr erfahren über eine Frau, die für ihre Grundüberzeugungen und ihre Utopien gekämpft hat. Man macht sich Gedanken darüber, woher der Vater seinerzeit die tiefe Überzeugung hatte, dass Frau und Kinder am gesellschaftlichen und politischen Leben teilhaben und die Prozesse verstehen sollten. Er las ihnen »Die Frau und der Sozialismus« von August Bebel und, auf Kätes Bitten hin, auch Schriften Rosa Luxemburgs vor.

Plastisch und greifbar werden auch Kätes Erfahrungen als Helferin bei der SAJ und den Kinderfreunden. Nur ein einziges Mal verschwimmen die Grenzen zwischen den Falken und der SPD-Jugend. Das sei verziehen – denn insgesamt haben die Autorinnen und Autoren beeindruckend herausgearbeitet, mit welchem Selbstverständnis die jungen Genossinnen und Genossen in der Weimarer Republik nicht nur bei den Kinderfreunden, sondern umfassend in der sozialdemokratischen Familie aktiv waren. Die Idee, junge Menschen für den Parlamentarismus zu erziehen und sie unter anderem auch durch das Erleben der Kinderrepubliken auf späteres Engagement in der Partei vorzubereiten wird im Buch sehr schön deutlich. Dabei handelt es sich – auch das wird deutlich – nicht um Zwang sondern vielmehr um einen Automatismus: Gerade weil man gemeinsam stark sein und etwas bewirken wollte, war man Teil einer Bewegung, die an vielen Stellen ansetzte und doch ein gemeinsames Ziel verfolgte.

Das Buch ist nicht nur eine gut lesbare und wirklich interessante Lektüre, sondern zugleich auch eine erstaunliche Leistung des AutorInnenkollektivs DutzendRot. Im Nachwort beschreiben sie ihr Vorgehen auf der Meta-Ebene: Die zahlreichen Überstunden nach Schulschluss, die Treffen in den Ferien, die mühevolle Kleinarbeit über drei lange Schuljahre hinweg. Sie schließen sehr überzeugend mit folgendem Zitat: »Käte ist uns eine sehr gute Freundin geworden.« Genau mit dieser Überzeugung legt auch die Leserin das Buch nach der Lektüre zur Seite und staunt über das gelungene Werk, welches sich im Übrigen auch optimal als Vorlesebuch für das nächste Zeltlager anbietet.

Frauen in der jüdischen Arbeiterbewegung

Kay Schweigmann-Greve, Hannover

Rebekka Denz: Bundistinnen. Frauen im Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund (»Bund«) dargestellt anhand der jiddischen Biographiensammlung »Doires Bundistn«, Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 2009 (Pri ha-Pardes Bd. 5), 169 Seiten, ISBN 978-3-940793-58-4, Preis 10,00 Euro

Bundistinnen ist der gelungene Versuch einer feministisch basierten Rekonstruktion der Lebenssituation politisch aktiver Jüdinnen im Zarenreich (von der Gründung der Partei 1897 bis zur Revolution 1917) und im unabhängigen Polen der Zwischenkriegszeit.

Die Quellen, die der Arbeit zugrundeliegen, stammen aus der Geschichtsschreibung des Bundes selbst: Doires Bundisten (Generationen Bundisten) ist ein dreibändiges Werk, dessen ersten beiden Bände 1956, der dritte 1968 im Parteiverlag des amerikanischen Bund erschienen und die Biografien von über 600 Aktiven und Funktionärinnen und Funktionären des europäischen Bundes von seiner Gründung 1897 bis zur Zeit des Holocaust darstellen.

Stärker als Männer standen auch die Frauen des Bundes in einer Ambivalenz zwischen häuslich privater und öffentlich-politischer Sphäre und waren trotz des an Gleichberechtigung orientierten Selbstverständnisses des Bund weiblichen Rollenzuschreibungen und Erwartungen ausgesetzt.

In Doires Bundisten fanden bevorzugt die Lebensbeschreibungen von Personen Aufnahme, über die sonst nichts oder wenig veröffentlicht worden war. Denz beschränkt ihre Untersuchung auf den Zeitraum 1897 bis 1939, da eine Berücksichtigung der Zeit des Holocausts den methodischen Rahmen ihrer Arbeit sprenge und einer gesonderten Bearbeitung bedürfe. Unter den rund 600 Biografien des Werkes Doires Bundisten befinden sich 96 Biografien von Frauen, wobei neben den Einzelbiografien (65) auch solche von Ehepaaren (27), Schwestern oder Mutter und Kind existieren. Bei den Paarbiografien stehe die Frau oftmals deutlich an zweiter Stelle und es werden nur wenige individuelle Informationen über sie mitgeteilt, so Denz. Ergänzend wurden von Denz als Quellenbasis auch die Naye Folkszaitung (Neue Volkszeitung), die Parteizeitung des polnischen Bund und dessen Beilage für Frauen (Froyenwinkel) herangezogen.

»Die Intention des Herausgebers (von Doires Bundisten) war es, die allgemeine kollektive ›Bund‹-Geschichte um persönliche Geschichte(n) zu ergänzen« (S. 29). Auch die Perspektive der Autorinnen und Autoren der Biografien und ihre Position zur Geschlechterfrage wird reflektiert: Stärker als Männer standen auch die Frauen des Bundes in einer Ambivalenz zwischen häuslich privater und öffentlich-politischer Sphäre und waren trotz des an Gleichberechtigung orientierten Selbstverständnisses des Bund weiblichen Rollenzuschreibungen und Erwartungen ausgesetzt. Auch geht es in der Betrachtung der Biografien um die »Konstruktionsprinzipien« des Dargestellten, um die subjektive Welt- und Selbstsicht und die damit verbunden Handlungsperspektiven der Beschriebenen und der Autoren. Denz nennt hier das Phänomen der »Heldinnen«. »Die diesen Heldinnenkonstruktionen zugrunde liegenden normativen Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit … tragen dazu bei, die bestehende asymmetrische Geschlechterordnung festzuschreiben«. So gewännen weibliche »Helden«-Darstellungen oft ihre Bedeutung aus der Würdigung ihres »eigentlich unweiblichen« Wagemutes, ihrer Tatkraft und Härte (S. 32 f.).

Auf diese Überlegungen folgt eine instruktive Einführung in die »Lebenswelten von Jüdinnen im Russischen Reich im ausgehenden 19. Jahrhundert« Die während dieser Zeit stattfindende Industrialisierung im Russischen Reich ging auch an der jüdischen Bevölkerung nicht folgenlos vorüber: Ein erheblicher Teil der Juden, der bis dahin traditionell und religionsgebunden gelebt hatte, änderte seinen Lebensstil massiv. Neben der Säkularisierung und der daraus folgenden schwindenden Orientierungskraft der Religion und dem Aufkommen der modernen Ideologien des Sozialismus und des Zionismus war die Auswanderung ein gravierender Faktor: »Im ausgehenden 19. Jahrhundert lebte ca. die Hälfte der jüdischen Weltbevölkerung im Russischen Reich, die meisten von ihnen bewohnten den Ansiedlungsrayon [von Russland seit 1791 eroberte Gebiete – Polen – mit großer jüdischer Bevölkerung, im Russischen »Kernland« durften Juden bis 1917 nur ausnahmsweise leben]. Im Gründungsjahr des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes 1897 waren auf dem russischen Territorium allein fast 2,67 Millionen JüdInnen ansässig. Trotz der Massenemigration, u. a. infolge

Frauen in der jüdischen Arbeiterbewegung

der Pogrome der 1880er-Jahre, wuchs die jüdische Bevölkerung in diesem Gebiet bis zum Ersten Weltkrieg weiterhin an« (S.36). »Der Wandel der osteuropäisch-jüdischen Lebenswelten im 19. Jahrhundert wirkte sich auf Frauen lebensgeschichtlich gesehen etwas anders aus als auf Männer. Für Juden lagen die Veränderungen vor allem in den Bereichen Bildung und Beruf. Bei Jüdinnen wandelten sich in erster Linie Aspekte in den Sphären Bildung, Partnerwahl und eheliche Rollenverteilung« (S.37). Die Rollenbilder in der traditionellen jüdischen Welt des Stedtel waren streng fixiert, jedoch unterschieden sie sich von denen bei der Mehrheitsbevölkerung: Während Männer sich primär den religiösen Studien zu widmen hatten und in ein kompliziertes Geflecht von religiösen Riten und Institutionen eingebunden waren, wurden Mädchen auf ihre Rolle als Mutter, Hausfrau und Ernährerin vorbereitet. Dies hatte zur Folge, dass jüdische Männer gefühlsbetonter, jüdische Frauen dagegen physisch stärker, lebenspraktisch und dominanter sein durften, als Menschen, die den Rollenerwartungen in christlichen Gesellschaften verpflichtet waren. Von religiöser Bedeutung waren für Frauen nur die (umfangreichen) Bestimmungen, um eine koschere, rituell reine Küche führen zu können. »Jüdische Mütter hatten eine zentrale Funktion innerhalb des Familienlebens inne, so lag in ihrem Verantwortungsbereich das Wohlbefinden der Familie in emotionaler, religiöser sowie auch ökonomischer Hinsicht. Da die Bildung von Mädchen keine große Rolle spielte, war ein großer Teil von ihnen bereits in jungen Jahren erwerbstätig. Um 1900 lebte die Hälfte aller russischen Juden in der Stadt, in der sich Modernisierungsprozesse rascher vollzogen als im Stedtel auf dem Lande. Die fehlende Bildungstradition und die fehlenden Institutionen für Mädchenbildung wurden nun zu einer Chance: Einem Teil von ihnen gelang es, an den neu entstehenden (jüdischen und nichtjüdischen) weltlichen Bildungsinstitutionen Wissen zu erwerben. »Säkular gebildete Frauen zählten fortan zu den auffälligsten Vertreterinnen moderner Ideen in der russischen Judenheit. So gelang es einer bemerkenswert hohen Anzahl von Jüdinnen aus dem Russischen Reich, im Ausland – insbesondere in der Schweiz und in Frankreich – zu studieren. Säkular gebildete Jüdinnen wurden […] in der Zeit ihres Auslandsstudiums in einem Umfeld voller politischer Gärung selbst politisch (revolutionär) aktiv (S.40)«. Diese Entwicklung führte in allen gesellschaftlichen Schichten, denen die Jüdinnen angehörten, zu massiven Spannungen zwischen den Generationen. Auch im Bereich der Wahl des Ehepartners und der Gestaltung des ehelichen Lebens forderten sie zunehmend Mitspracherechte, die im traditionellen Lebenskonzept nicht vorgesehen waren. Dieser Prozess wurde durch die Arbeitsmigration und die Lohnarbeit von Frauen verstärkt, der zur Auflösung des traditionellen Milieus beitrug. Viele der Frauen, die im Bund aktiv wurden, bekamen in den Bildungseinrichtungen bzw. als Arbeiterinnen Kontakt zu den neuen Ideen, was oft zu einer radikalen Veränderung ihrer Lebenskonzepte führte.

Unter den 13 Gründungsmitgliedern des Bund befanden sich bereits zwei Frauen und als 1898 das gesamte ZK verhaftet wurde, rückten mit Mayre Zhaludsky und Tsviah Hurvitsh erstmals Frauen in das oberste Entscheidungsgremium nach. Das jüdische Proletariat entstand zu einem erheblichen Teil aus Jüdinnen, die zur Arbeit in die Stadt zogen und dabei ihre traditionellen Familienzusammenhänge verließen. An der branchenmäßigen Zusammensetzung des jüdischen Proletariats lässt sich ein verhältnismäßig hoher Frauenanteil ablesen: 36,7 Prozent der ArbeiterInnen in der Textilindustrie, 35,9 Prozent in der Papierindustrie, 46,9 Prozent der FabrikarbeiterInnen in der Tabakindustrie waren Frauen (nicht nur Jüdinnen), weiter waren viele von ihnen in der Streichholz-, Strumpf- und Handschuhproduktion beschäftigt. Der Frauenanteil war auch deshalb hoch, weil Frauen grundsätzlich die billigeren Arbeitskräfte waren (50 – 75 Prozent des Männerlohns). Diese Frauen kamen nun mit der entstehenden jüdischen Arbeiterbewegung in Berührung: »So trat beispielsdweise Frume Grabelsky 1901 in ihrer Heimatstadt Berditshev in den ›Bund‹ ein. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete sie als Wäschenäherin, ihre Politisierung ging also im Rahmen ihrer Tätigkeit als Arbeiterin vonstatten. Frume war bereits im Jahr 1902 Anführerin bei einem Streik und erlangte durch ihre Agitationsarbeit unter der Belegschaft Beachtung. […] Auch Tsviah Hurvitsh kam durch ihre Tätigkeit als Arbeiterin – sie war vom Fach Lederhandschuhmacherin – bereits Anfang der 1890er-Jahre zur jüdischen Arbeiterbewegung« (S. 46).

Denz untersucht die Tätigkeiten und Funktionen der Bundistinnen in ihrer Organisation und stellt im Anschluss an Mullaney (Revolutionary women. Gender and the socialist revolutionary role, NY 1983) eine von der männlichen Motivation zu revolutionärem Engagement unterscheidbare Grundeinstellung fest. Auch der hohe Frauenanteil an den frühen Aktivitäten des Bund (geschätzt 1/3) findet Beachtung. »Frauen waren besonders hilfreich für illegale Aktivitäten wie beispielsweise Schmuggeln von unerlaubter Literatur bzw. Waffen oder auch als Kurierinnen von für den ›Bund‹ wichtigen Nachrichten. Sie waren dabei in erster Linie sehr erfolgreich, da Frauen im damaligen Geschlechterverständnis ein politisches Bewusstsein abgesprochen wurde, somit beispielsweise die Polizei keine Handlungen dieser Art bei Frauen vermutete, und sie seltener kontrolliert wurden« (S. 52). »So arbeitete Tsviah Hurvitsh zeitweise in einer Untergrunddruckerei in Lodz. In der Praxis der bundistischen Gynäkologin Dr. Rashel Gershuny, in der auch Versammlungen abgehalten wurden, wurden Protokolle, unerlaubte Literatur sowie Briefe versteckt« (S. 53 f.). Außerdem spielten Frauen im illegalen Bund im Zarenreich wichtige Rollen als Rednerinnen. Zwei Agitatorinnen, Yulia Abramowitsh und Dr. Sarah Rabinovitsh, werden genannt, die sogar Propaganda im Militär betrieben, was mit einem besonders hohen persönlichen Risiko verbunden war. Zuletzt wird für die russische Phase noch die Mitarbeit von Frauen in den jüdischen Selbstschutzgruppen gegen Pogrome erwähnt. Auch der Einsatz der Bundistinnen während der Revolution 1905 und die Arbeit von Frauen in den Auslandskommitees wird betrachtet. Denz hält – mit guten Gründen – den Bund für die Organisation der Arbeiterbewegung im Zarenreich, in welcher der Anspruch der Gleichberechtigung der Geschlechter relativ am weitgehendsten verwirklicht wurde. Dennoch: »Die tradierten Einstellungen zu Frauen veränderten sich nur langsam. Gerade Arbeitern – also einem Rekrutierungsfeld des ›Bund‹ – mit einer traditionellen Handwerkerausbildung fiel es schwer, Frauen als Gleichberechtigte zu akzeptieren. Trotz aller Widrigkeiten entwickelte sich unter den AktivistInnen ein neues Geschlechterverhältnis. In diesem Kontext soll dazu lediglich genannt sein, dass viele Bundistinnen Bemerkungen über ihr Äußeres als frivol und fehl am Platze empfanden und sich diese von Bundisten verbaten« (S. 68).

Denz hält – mit guten Gründen – den Bund für die Organisation der Arbeiterbewegung im Zarenreich, in welcher der Anspruch der Gleichberechtigung der Geschlechter relativ am weitgehendsten verwirklicht wurde.

Herausgestellt wird auch, dass im Bund, trotz der relativ wenigen Frauen in vordersten Führungspositionen, diese eine bis dahin nicht dagewesene Rolle spielten und Frauen auf der mittleren Funktionärsebene deutlich stärker vertreten waren.

Sehr interessant ist auch die Einführungsdarstellung zur veränderten gesellschaftlichen Situation des polnischen Bundes (in der Sowjetunion hörte er nach wenigen Jahren auf zu existieren, seine Mitglieder und Funktionäre, soweit sie keine Kommunisten werden wollten, wurden verfolgt, ihre Organisation verboten).

Die Situation des Bundes im unabhängigen Polen unterschied sich massiv von der vorangegangenen Periode: Die Partei sowie ihre Unter- und Vorfeldorganisationen waren legal, das Risiko sich dort zu engagieren war geringer. Es entstand auch eine eigene Frauenorganisation innerhalb des Bundes, die Yidishe Arbeter Froy (YAF). Interessanterweise sank der Anteil der Frauen an der Organisation nun auf ein Fünftel. »Der Frauenanteil in Leitungsfunktionen war im ›Bund‹ im unabhängigen Polen relativ gering. Die weiblichen Mitgliederzahlen standen in keinem Verhältnis zu der niedrigen Anzahl von Frauen in Führungspositionen. In der landesweiten Leitung des ›Polnischen Bund‹ gab es wenige Frauen. […] Auf kommunaler Ebene hatten einige Bundistinnen leitende Funktionen in den Unterorganisationen des ›Bund‹ selbst sowie in den Gewerkschaften bzw. in den Stadtparlamenten inne« (S. 95). Viele Frauen engagierten sich jedoch in den neuen Vorfeldorganisationen wie dem SKIF, der Jugendbewegung »Tsukunft« oder der »Morgenstern«–Sportbewegung. Es entwickelte sich eine jüdische Presse mit Jiddischen, Hebräischen und Polnischen Blättern. Auch waren Phänomene einer jüdischen Assimilation an die polnische Gesellschaft festzustellen. Der Zensus von 1921 ergab, dass die Juden mit 2,846 Millionen Personen nach den Ukrainern die zweitgrößte Minderheit waren, 1931 lebten 3,114 Millionen Juden in Polen, 9,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. In diesem Jahr gaben 80 Prozent Jiddisch, 12 Prozent Polnisch und 8 Prozent Hebräisch als Muttersprache an. Knapp 70 Prozent der jüdischen Kinder besuchten eine polnischsprachige Elementarschule. 1921/22 lag der Anteil jüdischer Schüler an polnischen Gymnasien bei 23 Prozent, 1936/37 bei

16,5 Prozent. Es entstand jedoch auch eine dynamische jiddische Kultur mit eigenen Theatern, Verlagen und Kultur- und Freizeitorganisationen, meist verbunden mit einer politischen Partei (Bund, verschiedene zionistische Parteien, religiöse und bürgerliche Parteien). Auf Grundlage des Minderheitenschutzes des Versailler Vertrages entstand ein weitgefächertes eigenes jüdisches Bildungssystem. 1929 gingen ca. 24.000 Kinder in die Einrichtungen (Kindergärten, Elementar- und weiterführende Schulen) des vom Bund und den linken Arbeiterzionisten getragenen Verbandes der jiddisch-weltlichen Schulen.

Obwohl eine große Zahl von Stimmen für den Bund abgegeben wurde, errang er wegen des für Minderheiten ungünstigen Wahlsystems kein Mandat im Sejm, dem polnischen Parlament. Allerdings war er in vielen Städten mit einer großen jüdischen Minderheit, etwa in Wilna, Bialystok und Lublin erfolgreich. Für den polnischen Zeitraum ist das biographische Material der Doires über Arbeiterinnen sehr dünn (9 Biografien), sodass nur wenige klare Aussagen gemacht werden können. Es tauchen jedoch (auch in anderen Quellen) qualifizierte Frauen als Lehrerinnen, Krankenschwestern, Bibliothekarinnen – eine Rechtsanwältin – und Ärztinnen auf. Soweit das Quellenmaterial es zulässt, werden die persönlichen Lebenskonzepte bundistischer Frauen im Hinblick auf Eheschließung und Kinder beleuchtet. Auch die Emigration nach London, Paris, in die USA und nach Lateinamerika werden als lebensbestimmende Faktoren erwähnt.

Etwas ungewohnt beim Lesen ist neben dem vertrauten Binnen-I die konsequente Verwendung weiblicher Formen in den zugehörigen Kontextformulierungen. Dass die jiddischen Zitate jeweils in der hebräischen Originalschrift wiedergegeben sind, betont, dass Jiddisch mehr ist als ein deutscher Dialekt. Da die deutsche Übersetzung im Anhang wiedergegeben ist, ist dies auch für Leser, die nicht Jiddisch lesen können, kein Problem, man muss allerdings etwas blättern.

Die kurze Arbeit Bundistinnen kann das angesprochene Thema nicht erschöpfen. Das Büchlein (reiner Text ohne englischsprachiges Resümee 123 Seiten) bietet jedoch einen interessanten Einblick in die Lebenssituation von politisch aktiven Jüdinnen in der größten sozialistischen Partei und Gewerkschaftsbewegung im Zarenreich und in Polen. Es lädt dazu ein, sich mit der Geschichte einer heute weithin unbekannten sozialistischen Bewegung mit sehr eigenständigen Positionen und der vernichteten jüdischen Kultur Osteuropas zu beschäftigen.

Neue Bücher
Rezensionen

Frauen in der jüdischen Arbeiterbewegung

21.–22.01.2011

Archivtagung

»Von Mädelarbeit, Frauenquote und Queerforum: Geschlechterpolitische Prozesse und Diskussionen bei den Falken zwischen 1945 und 1990« im Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Die Tagung soll Raum geben für eine tiefergehende Beschäftigung mit der innerverbandlichen Geschlechterpolitk und deren Entwicklung. Dabei wird es nicht nur um die Frage gehen, wie die Falken mit der »Emanzipation« von Frauen und Mädchen und dem Einfluss der zweiten deutschen Frauenbewegung umgingen. Darüber hinaus soll in den Blick genommen werden, wie sich das Verständnis von Emanzipation im Verband im Laufe der Zeit wandelte und wie die Konstruktionsweisen der sozialen Kategorie Geschlecht sich veränderten.

23.01.2011

16. Mitgliederversammlung des Förderkreises Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung im Archiv der Arbeiterjugendbewegung.

Das ausführliche Programm der Tagung und die Einladung dazu werden in der nächten Ausgabe der Mitteilungen veröffentlicht.

Mitteilungen 2010/I

Archiv der Arbeiterjugendbewegung

ISSN 1866-3818

Archiv der Arbeiterjugendbewegung
Haardgrenzweg 77 | D 45739 Oer-Erkenschwick

Fon: 0 23 68 / 5 59 93
archiv@arbeiterjugend.de
www.arbeiterjugend.de